







<36611071320011

Briefe aus Rom

von

Dr. **Alois Flir**,

weil. Rektor der deutschen Nationalkirche S. Maria dell' Anima in Rom,
päpstlicher Hausprälat, Uditore della Rota Rom. etc. etc.

Mit einem kurzen Lebensumriß des Verfassers.

Herausgegeben

von

Ludwig Rapp,

Redakteur der katholischen Blätter aus Tirol

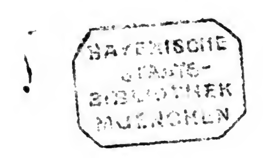
Innsbruck.

Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

1864.

Ein weiteres Bändchen von **Briefen Flir's** (aus Frankfurt) wird im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Druck der Wagner'schen Buchdruckerei



Ueber das Leben und Wirken des uns unvergeßlichen Flir fehlt noch immer eine ausführliche Schilderung, obwohl schon bald nach seinem Tode in der „Volks- und Schützen-Zeitung" (Nr. 31 Jahrg. 1859) eine biographische Skizze aus der Feder eines seiner ältesten und nächsten Freunde versprochen wurde. In der Hoffnung, daß doch endlich einmal eine hiezu berufene Feder dies Amt — Flir's Leben zu entwerfen — auf sich nehmen werde, theilen wir vorläufig einige Briefe mit, welche Flir während seines Aufenthaltes in Rom an einige langjährige, vertraute Freunde in seiner Heimath geschrieben hat. Diese Briefe lehren uns vollständig den edlen Geist kennen, der den Verfasser derselben beseelte. Ein Mann von scharfer Beobachtungsgabe, voll Freimuth und selbstständigen Urtheiles, aber zugleich erfüllt von der aufrichtigsten Liebe zu seinem Mitmenschen, insbesondere gegen den leidenden, hilfsbedürftigen Mitbruder,*) — ein biederer, ächter, deutscher Kernmann, das war eben Flir — und überdies noch ein Freund der Kunst und Wissenschaft, ein ausgezeichneter Lehrer, schwungvoller Redner und klassisch gebildeter Gelehrter, desgleichen wir in unserm Vaterlande bis jetzt nur wenige besessen haben. —

Alois Flir wurde geboren zu Landeck im Oberinnthale (Tirol) den 7. Okt. 1805. Er studirte im J. 1819/20

*) „Wir kennen, heißt es in der Volks- und Schützenztg. v. 16. März 1859, einen seiner Wohlthätigkeitsagenten im Oberinnthale, welcher seit Flir's Abreise aus Tirol allein 5000 fl. unter Arme zu vertheilen erhielt. Und dies war noch nicht der Hauptagent des edlen Tirolers in Rom.

am Gymnasium zu Meran, 1823 und 24 am Gymnasium in Brixen, 1825 und 26 an der k. k. Universität zu Innsbruck, 1827 bis 29 an der medizinischen Fakultät in Wien. Später wendete er sich zur Theologie, und besuchte mit Schenach den 1. theol. Curs zu Wien, die übrigen Curse vollendete er vom J. 1831 bis 33 an der theol. Lehranstalt zu Brixen. Im letztgenannten Jahre wurde er Ende Juli zum Priester geweiht, und kam im nächstfolgenden Herbste als Hilfspriester nach Innsbruck, und im J. 1834 als Kooperator nach See im Patznaunthale. — Im August 1835 erhielt er die Lehrkanzel der klassischen Literatur und Aesthetik an der k. k. Universität zu Innsbruck. „Hier schlossen sich die tüchtigsten Männer, unter denen wir Albert Jäger, Seb. Ruf und J. Schuler nennen, als Freunde an, und eine Bahn herrlichen Wirkens war ihm eröffnet." — Hier in Innsbruck hielt er im J. 1840 seine trefflichen Vorlesungen über Göthe's Faust, und gab 1847 die „Bilder aus den Kriegszeiten Tirols" heraus. Im J. 1848 war er auch auf politischem Felde thätig, und veröffentlichte mehrere populär gehaltene Flugschriften über die neuen Errungenschaften. Im nämlichen Jahre wurde er am 10. Mai vom oberinnthaler Wahlbezirke zum Deputirten in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt. Dort hielt er in der Domkirche am 2. September 1848 jene Rede bei der Leichenfeier für die in Italien gefallenen österreichischen Krieger, die einen so gewaltigen Eindruck hervorbrachte. Am 8. September trugen ihm die Katholiken Frankfurts die erledigte Pfarrstelle in ihrer Gemeinde an, mit dem Charakter eines Domherrn und einem Einkommen von 4000 fl., doch Flir lehnte ab. „Ich lehnte ab, schrieb er, denn auf Tirol verzichte ich nur im Nothfalle." — Abgetreten vom politischen Schauplatze lehrte er wieder als Professor in Innsbruck, und schrieb dort die „Briefe über Shakespeares Hamlet" (1850) und die „Mannharter." (1852) — Unterm 17. Jänner 1853 wurde er nach Wien berufen, um einen Studienplan

für die österreichischen Universitäten auszuarbeiten. „Hier in Wien, schrieb er damals einem seiner Freunde in Tirol, kann ich mich nicht acclimatisiren. In Tirol habe ich meine Wurzeln, und meine Luft und mein Licht und meinen Saft." — Dort erhielt er am 9. Juli 1853 die Stelle eines deutschen Predigers in Rom sammt dem Rektorate an der deutschen Kirche all' Anima. Im Sept. 1853 reiste er nach Italien ab, um sein neues Amt anzutreten. Im Juli 1858 wurde er von Sr. Heiligkeit zum päpstlichen Hausprälaten und von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich zum Auditor S. Rotä ernannt. — Im Dez. 1858 befiel ihn ein lähmender Rheumatismus am rechten Arme, zu welchem sich bald anderweitige Entzündungen und periodische Fieberanfälle gesellten, die den dreifach Kranken rasch von Kräften brachten und abzehrten. Im Frühjahre 1859 schien er sich von seiner langwierigen und schmerzvollen Krankheit soweit zu erholen, daß er sich in seinem Zimmer bewegen konnte, bis ihn am 3. März eine heftige Lungenentzündung befiel, und er sich zu Bette legen mußte. Zugleich stellte sich ein Delirium ein, welches, einzelne lichte Intervalle abgerechnet, ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verließ. Während eines solchen Intervalls empfing er bei vollstem Bewußtsein seiner Lage die hl. Sterbsakramente. Am 7. März 1859 um 10 Uhr Vormittags entschlief er sanft im Herrn, umgeben von allen Geistlichen der Anstalt und der Dienerschaft, Alle in Thränen tiefster Betrübniß aufgelöst. Die Cardinäle Rauscher und Reisach waren schon Abends vorher gekommen, dem Sterbenden den nöthigen Beistand zu leisten. Sein Grab fand der Dahingeschiedene in der Kirche all' Anima, die er so lieb hatte, und deren Rector er durch fünf und ein halb Jahr gewesen war. In der Seelsorgskirche seines Geburtsortes Landeck ward ihm ein Jahr darauf ein schönes Denkmal gesetzt. Preis und Ehre seinem Andenken!

Ludwig Rapp,

Redakteur der „Kath. Blätter aus Tirol."

Rom, den 3. November 1853.

Innigst geliebter Freund!

Fast eine Stunde lang schrieb ich eben an einem Briefe an Dich; da schütte ich die Tinte statt des Streusandes darüber. Und ich habe so wenig freie Zeit! Aber ich lasse mich nicht abhalten: heute noch muß ein neuer Brief fertig sein. Denn das Gewissen erlaubt mir keine längere Zögerung; und das Herz erfüllt nichts lieber als eine Pflicht, welche einem ohnedieß schon vorhandenen Bedürfnisse und Drange sich anschließt. . . .

Von Flatz ging neulich ein ziemlich großes Oelgemälde, Abraham und die drei Engel, nach England. Er malt gegenwärtig für eine Protestantin aus England eine Madonna: sie kniet und neigt sich anbetend und liebend über das auf dem Boden liegende Kindlein, dessen Holdseligkeit sich nicht beschreiben läßt. Das Studium unsers Freundes gehört zu den namhaftesten in Rom und der Besuch desselben ist äußerst zahlreich. Das Altarbild, welches die Pfarrkirche in Bozen ziert, zog die Beschauer in Schaaren an. Als Flatz schon im Begriffe war, das Bild zu versenden, kam die Aufforderung, es in den Vatican zu bringen, der hl. Vater wolle es sehen. Pio IX. betrachtete es aufmerksam und belobte das Kunstwerk mit Wärme. Einige Herren aus der Umgebung hatten die Bekleidung der armen Seelen seltsam befunden; Pio IX. billigte diese Neuheit und legte mit guter Einsicht die Intentionen des Künstlers aus. Der hl. Vater äußerte unter Anderem: „Ihr Deutsche führt Alles mit größtem Fleiße aus und ihr behandelt das Heilige heilig.“ Sehr interessant wurde mir die Bekanntschaft mit Achtermann. Er saß neulich einen halben Vormittag bei mir und erzählte mir seine Lebensgeschichte. Wahrscheinlich schreibe ich die Notizen für die Salzburger-Zeitung zusammen: denn der Redacteur schreibt mir, ich werde die Zeitung gratis bekommen, wenn ich ihm Briefe sende. Die Allg. Zeitung beziehe ich von der Gesandtschaft. Heute, am 3. November, bekam ich das Blatt

vom 25. Oktober. Ich habe die Allgemeine noch nie so fleißig gelesen, als eben jetzt, — nicht wegen des Krieges, sondern überhaupt wegen der gesteigerten Neugierde und Theilnahme. — Bei Overbeck war ich nur sehr kurze Zeit, weil ich zum Mittagessen eilen mußte. Alle Sonntage steht sein Studium offen. Er zeichnet eben ein Bild vom Leiden Christi in Aquarell. Es werden farbige Abdrücke gemacht. Schön zum Erstaunen! Cornelius zeichnet an Cartons für eine erst zu erbauende Kirche in Berlin. Er wohnt im Hause Bartholdi's, wo er seine ersten Versuche in der Fresko-Malerei gemacht hat. Ich habe ihn noch nicht besucht. Seine Gesundheit beginnt schwächlich zu werden. Mit Rhoden und Platner bin ich bereits gut bekannt. Ich sah bei Rhoden eine Zeichnung, die Mendel bei Bozen, und eine ausgeführte Landschaft (die Villa des Horaz bei Tivoli). Er malte oft 2 Jahre an einer einzigen Landschaft von ziemlich kleiner Ausdehnung. Diese Nettigkeit der Ausführung sah ich in meinem Leben nicht. Man möchte alle Einzelnheiten mit dem Mikroskope verfolgen. Jetzt malt er nichts mehr. Er ist tief in den Siebzigen. Platner ist bei 84. Aber er geht noch rüstig Treppen auf und ab, ein schlanker hübscher Mann. Er war Maler, wurde dann Literat und sächsischer Geschäftsträger. Flatz führte mich zu Bildhauern und Malern. Unser Platner und Lair sind nun auch hier. — Ich werde übrigens mich nur an Künstler ersten Rangs drängen, um von ihnen zu lernen. Es bestand hier ein deutscher Kunstverein, wo Vorträge gehalten wurden. Ich soll ihn restauriren. Aber ich werde mich noch besinnen. Man zersplittert sich gar so leicht, besonders in einer großen Stadt. Rom als Stadt ist mir ekelhaft, die Kirchen sind mir zuwider. Diese Kuppelbauten kommen mir vor wie ein bleierner Luftballon; sie wollen erhaben sein und sind schwerfällig. Die Peterskirche ist aber wie die Braut im hohen Liede: schön trotz aller Häßlichkeit. Das Ebenmaß gießt Harmonien in die Seele.

Neulich war ich bei der Beatification des Andreas Bobòla. Ein Bischof celebrirte, sechs Cardinäle und mehrere Bischöfe assistirten. Das zuschauende Publikum, cujus pars parva fui, wurde nur gegen Vorweis der Einlaßkarte in das Presbyterium aufgenommen, und planmäßig vertheilt.

Alles war Ordnung und Anstand und Erbauung. Einen solchen Gottesdienst sah ich noch nie. Vor der Messe wurde das Te Deum angestimmt; da schwand die Hülle vom Bilde und zum erstenmale wurde der hl. Martyrer angerufen. Das kolossale Bild stand in der Mitte des Hochaltars. Der hl. Vater kam erst Nachmittags. Meine Audienz bei Pio am 22. Oktober wird Euch wohl bereits bekannt sein aus meinem Briefe an Gasser, dem ich in einer Angelegenheit ohnedieß schreiben mußte. — Pio IX. ist weit frischer und kräftiger, als ich gemeint hatte: er hat etwas Rasches und Lebhaftes, aber die Güte und Liebe ist der Grundton. In seinen frühern Wirkungskreisen soll er sehr praktisch und rührig gewesen sein. Aber im Staate Ordnung machen — das will hier mehr sagen, als in Deutschland. Die Italiener haben einen unvergleichlichen Hang zur Unordnung. Von Genauigkeit haben sie nur zu oft keine Ahnung, außer in Geldsachen und Complimenten. Z. B. eine strikte Meßordnung einzuhalten — ist fast unmöglich. Der Prete verschläft, er geht noch zur Beichte, er discurrirt und kommt um 1/4 St. oder 1/2 St. zu spät. „Das thut nichts“ sagt der Engländer. Die Volksbildung liegt ganz darnieder. In einer Pfarrei in Roms nächster Nähe war, wie mir ein Augenzeuge erzählt, die Preisvertheilung für Schulkinder. Der Cardinal, der gleichsam Unterrichtsminister ist, erschien. Ein Priester hielt eine Festrede. Thema: Ursachen, warum diese Schule heuer nicht nach Wunsch gedieh. Erstlich war der Lehrer 5 Monate abwesend; die Kinder erschienen nicht, als der Lehrer da war ꝛc. Das Lesen und Schreiben ist beim Volke eine Seltenheit. Ein Sakristeidiener bei uns, ein junger Mensch von 18 Jahren, der durch Wohlthäter zu besserer Bildung gefördert worden, fragte neulich ganz naiv: ob die Madonna oder Adam älter sei?

Hier an der Anima sind jetzt unser 5 Priester. Das klösterliche Leben, das wir führen, sagt mir weit mehr zu, lieber Freund, als Ihr vermuthet. Es steckt in mir ein Hang zum Klösterlichen. Brustleiden befiel mich; nun bin ich gesund. Von Wien kam noch kein Schreiben. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Anstalt deutsch ist, nicht österreichisch. Die Stellung hier ist dornig. . . .

Gott sei mit Euch! Mir kömmt vor, ich sei ganz nahe

bei Euch, nur eine Scheidewand trenne uns; aber ich merke es am ehesten durch die schwierigere Correspondenz, daß ich sehr ferne bin. Nach einem Jahre bin ich hoffentlich wieder in Innsbruck. Unabhängigkeit ist mir ein Bedürfniß...

Rom den 22. November 1853.

Innigst geliebter Freund!

Ich sehe schon, ich bekomme von Dir keinen Brief, wenn ich nicht ein Briefchen sende. Lieber S., wie gern hätte ich Dir schon oft geschrieben; aber ich möchte hie und da wegen Kürze der Zeit verzweifeln. In meinem Leben fühlte ich diese Noth und Drangsal noch nie so sehr, wie hier. O könnte ich Euch, meine Lieben, hieher zaubern! Schön und erquickend ist es hier. Ein welthistorischer Boden dieser Art hat einen eigenen Reiz, und die Kunstwerke sind mir ein Paradies. Nur Euch vermisse ich! — Ihr fürchtet, ich werde hier zu einem Frömmler. In der That, man muß unempfänglich sein für religiöse Eindrücke, wenn man (hier) nicht angeregt wird. Ich kenne Roms Privatissima nicht, und begehre sie nicht zu kennen; aber was sich äußerlich und öffentlich darstellt, ist erhebend! — Gestern lernte ich die beiden Abgeordneten der Günther'schen Schule kennen. B. ist ein Riese, schwarz; spricht sehr schön; ein Weltmann. G. ist ein zarter, gemüthlicher, frommer Mann im Alter von 40 Jahren, bleich, ohne allen Prunk. Wenn Jemand sich eignet, Günthers Vertheidigung mit Geschick und Glück zu führen, so ist's dieser. Aber es kommt schwerlich zur geregelten Verhandlung. Die Richter wollen nicht geschulmeistert werden. Sie werden vielleicht nicht einmal die Klagepunkte vorläufig zum Besten geben. — Den Cardinal Wiseman sah ich nun öfter. Er ist ein sehr großer, imposanter Mann, aufrecht schreitend wie ein Soldat. — Gestern speiste ein Nestorianer aus Constantinopel bei uns. Er schilderte uns die Knechtung des Katholizismus in Rußland. Jede Predigt muß vorher censurirt und approbirt sein. Hier betet man für das Waffenglück der Türken. — Heute wurde ich zu einer Dame gerufen. Ihr Bedienter ist ein Mohr, aber die Dame ist nicht viel weißer. Sie hatte mir ein Anliegen vorzutragen: ein Herr aus Mecklenburg sei krank und noch Protestant, und wenn sie ihn zum Katholizismus bewegen wollte, so fluche er, was also zu thun

sei? Ich rieth ihr, ihm keinen Anlaß zum Fluchen zu geben. Die Fürstin Orsini war zugegen. Welch' ein männlich strenges Gesicht! Zum Erschrecken! — Ficker grüßt Euch Alle, wie ich. Ob er zum Archiv Zutritt bekömmt, ist erst noch abzuwarten. Man sieht außerordentlichen Schwierigkeiten entgegen. Heute macht er die Bittschrift an den hl. Vater. . . . .

Rom den 21. December 1853.

— — Zu wiederholtenmalen las ich Deinen Brief: so erquickend war er meinem Herzen. Gott sei Dank für die Schreibekunst. Das ist ein Mittel, die Schranken der Zeit und des Raumes zu brechen. Und Alles, was diese irdische Beengung erweitert oder sprengt, das ist mir lieb und willkommen; und somit auch der Tod. — Ich will über das Hinscheiden Deiner lieben Frau Schwägerin *) nichts mehr sagen, als dieses: wir wollen ihr Denkmale setzen. Mir wenigstens ist es ein Bedürfniß, diese himmlische Individualität mir poetisch zu retten und zu erhalten. Wie nun dieser Drang sich den Ausweg bricht, ob in Versen oder in Prosa — das weiß ich noch nicht. Weit mehr als ich — bist aber Du zu einem solchen Denkmale berufen. Die Novelle, welche Du schreiben mußt, betitle ich: „Die schöne Seele." — Höre eine Seltsamkeit! Am Anfange der vorigen Woche, Dienstag oder Mittwoch, erlosch in der Frühe im Zimmeröfchen das Feuer. Das Holz blieb wie unberührt. Abends fror mich beim Lesen. Da fährt plötzlich neben mir im Oefchen das Feuer auf. Nach meiner Ansicht war es nicht möglich, daß nochmals angezündet worden. Ich frage den Pförtner, der mich bedient. Er versichert, den Ofen nicht mehr angesehen zu haben. Ich saß ja auch sehr lange vor dem Oefchen im Lehnsessel, ohne eine Spur von Feuer zu bemerken. Da durchschauerte mich der Gedanke an die Frau Gräfin, d. h. an ihren Tod. Aber der Schauer löste sich sogleich in das idyllische Phantasiebild auf: die gute Frau Gräfin, die mir so oft beim Mittagessen Wein eingoß und Speisen vorlegte, war jetzt bei mir, bemitleidete mein Frösteln und hauchte das Holz an, daß es brannte. Der Verstand sagte mir zwar:

---

*) Gräfin Sarnthein, geb. v. Aigner.

„Du Narr — das Holz war durch ein Glimmen durchwärmt und entzündete sich endlich nach 10 Stunden.“ Die Phantasie entgegnete ihm: „Du Narr, was geht das dich an?“ Als das Feuer aufloderte, sprang ich auf und sah nach: das Papier, womit der Pförtner in der Frühe angezündet hatte, lag, nur zur Hälfte verbrannt, ohne Glimmspur zwischen den Spänen. Jedenfalls seltsam! Ignosce! —

Aus eben dieser Geschichte kannst Du auf unser Wetter schließen. Die Annehmlichkeit dieses Winters kann ich nicht preisen. Neben den Straßen und auf den Feldern sieht man zwar grünes Gras und allerlei Blümchen; aber häufig regnet es, wie eben jetzt wieder, die Wege sind voll Morast, und die Marmorböden sind kalt. Deßhalb fröstelt mich oft und ich fühle jene Unbehaglichkeit, die mir in Tirol in den Uebergangszeiten vom Winter in den Frühling oder vom Herbst in den Winter so widerlich war. Von Schnee war bisher keine Spur. Bloß hinter den Volskerbergen ragen im tiefsten Grunde beschneite Gebirgskuppen hervor. Ich machte nämlich unlängst einen Ausflug auf die Via Appia. Links lenkten wir ab zur Fontana d' Egeria. Ein liebes, flaches Thälchen zwischen Gefilden, ohne Gebüsch, Alles nur Rasen. Nur einige Bäume ragen über antikes Gemäuer. Es ist ein Gewölbe, im Hintergrunde die Quelle. Die Phantasie träumt schon von Numa und der Nymphe; da stößt sie wieder der Verstand und sagt: „Närrin, das ist ja Alles nicht wahr. Die Egeria war ja bei Porta Campena, wie dir Juvenal sagt.“ In Frankfurt war das Gewissen meine Störung; hier — ist der Verstand mein Quälgeist. Es gibt aber doch sehr Vieles, wo auch er sich bückt um hineinzuschauen. Die Via Appia ist eine Antikensammlung unter freiem Himmel. Wir fuhren etwa 1½ Stunden weit außer der Pforte noch fort, und in ununterbrochener Reihe sind rechts und links Grabkammern geöffnet, Säulenschaften, Capitäle, marmorne Hände, Füße, Köpfe, Büsten, auch einige vollständige Figuren ausgelegt. Alles numerirt, sonst ohne Wache. Der Wächter saß in seinem Stübchen. Einer kann ja diese Strecke nicht übersehen. Ein Regiment Franzosen spazirte bald vor uns, bald hinter uns. Letztlich fuhren wir mitten durch dasselbe hinweg. O welche Aussicht! Ueber die Feldfläche hin läuft von Rom bis zum Gebirge in großen Resten der Aquäduct. Am

Abhange des Berges glänzen die weißen Mauern von Frascati, links in der Ferne lag Tivoli im Flor des leichten Dunstes, auf einem Gebirgsvorsprung; rechts sieht man hinab zur Kante des Albanergebirges, hinter welcher Albano liegt. Alle diese Gegenden waren ein kleines Kreissegment von Südost nach Nordost — gerade vor uns. Nach Westen die Fläche bis zum Meere. Welche Pracht war einst die Appia in dieser Gegend! Man steht erstarrt vor Staunen, wenn man das Alte sich vergegenwärtigt; aber auch das Schöne und Interessante, das jetzt noch neben dem Wege liegt, flüsterte uns tausendmal zu: Siste viator! — Vorgestern war ich wieder in Raphaels Loggien. O welches Entzücken! Das ist für mich ein Paradies, und ich glaube, ich würde das Athmen vergessen, wenn dieß von mir abhinge. Ich will aber von Kunstwerken nichts weiter erwähnen. Du liesest ja darüber in den Büchern die bestimmtesten Berichte. Die Anschauung durch Worte ersetzen — das ist doch immer eine Unmöglichkeit. Von dieser Wahrheit habe ich mich hier nachdrücklichst überzeugt. Hätte ich keine originelle Frucht von meinem Hiersein, so lerne ich wenigstens die Bücher verstehen. —

Rom am 19. Jänner 1854.

— — — Obgleich ich Euch, meine Lieben, und die schöne Natur von Innsbruck schmerzlich entbehre, so muß ich doch bekennen, daß mir Italien und Rom mein Opfer mit großen Freuden und mit eindringenden Belehrungen belohnen. Unter der Voraussetzung, daß auch das schönste Erdenglück nur ein Stückwerk ist, und daß, wie Sokrates sagt, hienieden alle Freude mit dem Schmerz zusammengränzt, kann ich sagen: Ich bin glücklich. Und es war allerdings eine starke Dosis von Freude nothwendig, um mir noch einmal eine Zufriedenheit und eine harmonische Stimmung abzuzwingen. Obgleich ich kein Künstler bin und von der Kunst blutwenig verstehe, so kann ich doch an den Kunstwerken mich nicht satt sehen. Stunden verfliegen mir dabei wie Augenblicke, und durch mein ganzes Wesen schwingt und klingt eine Beseligung nach, als wäre ich im Paradiese verweilt. — Die sogenannten Stanzen sind düstere, kleine, unbehagliche Zimmer, aber welche Schönheiten ruhen zwischen diesen Schatten! Raphaels Gemälde

machen auf mich denselben Eindruck, wie die schönsten, vollendetsten Dichtungen von Hellas. Die ideelle Wahrheit in einfachster Darstellung; das Geistige herrscht; die Erscheinung ist nur sein Ausdruck. Wer hiefür keinen Sinn hat, meint, das seien Bagatellen. Die Wiener würden darüber Witze reißen, wenn man diese Fresken herausnehmen und sie ohne Angabe des Namens vor ihre Augen stellen könnte. Vor einigen Wochen war ein Gemälde von Engert ausgestellt: da waren die sinnlichen Reize mit einer Macht wirksam, wie ich es noch nie an einem Bilde gesehen habe. Das ist Schmaus für die Menge! — Bei Raphaels Fresken wirkt weit öfter der Ruhm als der Gegenstand. Raphaels Gemälde sind mir Ideal der Kunst und zugleich — ein erhabenes Sinnbild des rechten Lebens. Und doch — wenn ich vor den auserlesensten Statuen der antiken Zeit stehe, fühle ich, daß Raphael zu dieser Höhe der Kunst nur da und dort in einzelnen Figuren gelangte. Da meine ich aber nicht den Laokoon: denn da herrscht das Streben, durch Affect und Bravour der Nachbildung des Organismus ein Staunen zu erwirken; viel höher steht mir der Apollo des Belvedere; aber jene Statuen, wo ich ganz Wonne werde, sind minder bekannte: eine Karyatide, eine s. g. Pudicitia, Demosthenes u. dgl. Wenn aber Raphael in den Figuren den Griechen nachsteht, so mag er sie in der Composition der Einzelgestalten zum Ganzen wenigstens erreichen. Aber da fehlen uns genügende Beispiele zum Vergleiche. — Unter den Künstlern sind bisher meine Lieblinge: Flatz, Overbeck, Achtermann, Steinhäuser. Dieser Letzte ist ein kleines, zartes, gemüthvolles, geistreiches Männlein aus Bremen. Er hat sich bei Rauch in Berlin gebildet. Der schönste Göthekoloß, der existirt, ist wohl der seinige. Die Statue ist in Weimar, das Modell ging vor einigen Tagen nach Bremen ab. Freilich verdankt er den ersten Entwurf zu diesem Ideal der Bettina Arnim. Du hast das herrliche Bild mit der verruchten Unterschrift: Et verbum caro factum est — wohl vor dem Titelblatte des „„Briefwechsels mit einem Kinde““ gesehen. Aber was hat Steinhäuser aus dieser Skizze gemacht! — Er hat einen Schönheitssinn, der ganz bezaubert. Etwas mehr Einfachheit und Ernst muß noch herauswachsen. Seine Frau erkrankte vor einigen Jahren so schwer, daß ihr

Ende erwartet wurde. Länger schon nährte sie den Wunsch, katholisch zu werden. Jetzt, unmittelbar vor dem Tode, schwanden alle Rücksichten. Der Geistliche kömmt: sie legt das Glaubensbekenntniß ab und ist plötzlich vollkommen gesund. Natürlich ist nun das Ehepaar äußerst orthodox und fromm. — Achtermann ist ganz kindlich. Der Prinz von Preußen besuchte ihn neulich und bestellte eine schmerzhafte Muttergottes (!) bei ihm. Derselbe Prinz äußerte sich bei den Jesuiten sehr schmeichelhaft über die Missionspredigten in Bonn, und lobte besonders den P. Roh. Denn er selbst habe allen Predigten mit Erbauung beigewohnt. — Auch mit dem Baudirektor Hübsch von Karlsruhe wurde ich gut bekannt. Wir besahen neulich auf dem Capitol die Reste vom Colosse des Nero. Da erzählte er mir folgende Anekdote. König Ludwig: „„Nu — Nu — was sagen Sie zu meiner Bavaria?““ — „Zum Erstaunen, Majestät, zum Erstaunen!“ — „„Nicht wahr, zum Erstaunen?? Nero und ich sind die Einzigen, — sind die Einzigen, die so Großes gemacht haben — seit Nero Keiner mehr, mein lieber Hübsch.““ — — Ueber die Günther'sche Angelegenheit läßt sich nicht viel melden. . . . . . P. fragte mich neulich, was ich über Günther denke. Ich lobte dessen Charakter, ließ mich aber in das Philosophische nicht ein. Aus Rücksicht zur Philosophie und Wissenschaft überhaupt werde ich zur Milde rathen; was ein Einzelner als Privatansicht aufstellt, ist ja nicht wie eine Lehre ex cathedra ecclesiastica. Wenn Pius IX. den Günther durch ein Breve belobt mit der Bemerkung, hiemit seien keineswegs alle seine Ansichten gebilligt, sondern nur sein Streben geehrt, so wäre, wie ich glaube, aller Billigkeit Genüge gethan. Den Streit könnten dann die Gelehrten selbst ausfechten. Die Kirche hätte viel zu thun, wenn sie alle Werke der Gelehrten mit der höchsten Auctorität richten wollte. — —

Rom den 15. September 1854.

— — Ihr wähnt, an mir setze sich eine italienische Metamorphose an; aber ich versichere Euch, daß ich die deutsche Wissenschaft hier erst wahrhaft schätzen lernte. Die hiesige Literatur ist wenigstens um ein Jahrhundert zurück. Von dem Silberblicke der ideellen Weltanschauung sah

ich hier noch nirgends eine Spur, weder an einem Gelehrten, noch an einem (neuen) Buche. Ich spreche von Italienern. Auszeichnung bemerke ich nur in einer casuistischen Gewandtheit der Moral und des Jus canonicum, wogegen allerdings die deutschen Ideologen die Segel einziehen müssen; auch in Dogmatik, Kirchengeschichte und Bibelstudium findet sich ein großer Vorrath von Kenntnissen, aber kaum das, was man in Deutschland Wissenschaft nennt. Dabei haben die Italiener einen immensen Hochmuth; sie halten sich für die Wissenden ohne Irrthum. Ich habe bereits da und dort meine Gegenansicht merken lassen: man blickte mich mit großen Augen an; ich werde vermuthlich Gelegenheit finden, über dieses Thema officiell zu verhandeln. Denn der Cardinal B., der Chef der Sacra Visita über die Anima, äußerte, man müsse darauf antragen, Jünglinge aus Deutschland hieher zu berufen, welche sich hier bilden können im ächten Geiste. . . . Wie ich mit meiner Antwort ankommen werde, läßt sich vorher ahnen; aber ich trage keine Rücksicht: ich werde deutsch reden, wenn's auch ein wälsches Radbrechen ist. . . . . . Ihr wendet ein: „„Aber wie kannst du denn dem Freunde N. rathen, das Manuscript seines Werkes hieher in die Censur zu geben?““ Deßhalb, weil hier die Richter sind, und weil man in der That nirgends jenen richterlichen Takt hat, wie hier, darüber zu urtheilen und zu entscheiden, was mit dem positiven Glauben harmonirt oder collidirt. Ich beobachtete hier Distinctionen und Genauigkeiten, die mir in Deutschland sich nie darstellten. Wenn auch ein Deutscher kirchlich philosophiren will, er läuft die größte Gefahr, daß ihm dieß in manchen Punkten mißlingt. N. will mit der Kirche im Einklange sein und bleiben. Er will sein Denken dem Positiven conform erhalten. Um diese Conformität zu erreichen, ist nach dem eigenen Studium die Anfrage um die competenteste Begutachtung das sicherste Mittel. Bei den Unkirchlichen wird eine kirchliche Philosophie nie ihr Glück machen; bei den Kirchlichen aber würde eine förmliche Approbation des Buches diesem eine ungeheure Auctorität verleihen. Wir sehen dieß an Allioli's Uebersetzung. Man sagte, dem Jus canonicum des Phillips stehe eine ähnliche Auszeichnung bevor, bei diesem allerdings post editionem; aber die Philosophie ist gefährlicher. Andere, namentlich Unkirchliche,

können dazu lachen, wenn ein Auctor in den Index kömmt; es gibt Viele, die darin erst die Probe des Werthes finden; aber ich sah in Wien Günther's Gram, und er sagte mir selbst: „„Wer kann unter solchen Umständen einer frohen Stimmung sich freuen?““ ..... Fürst H. ist krank. Er ist hier mein Protector. Mit ihm verlöre ich viel! Deutschland hat hier sonst gar keine Stütze; es ist ganz entfremdet. Deutschland zog sich selbst zurück. Es muß sich wieder annähern, und sich geltend machen. Die Franzosen gründen allerlei Anstalten: sie sind eine geistige Macht; ebenso die Engländer. Nur vom Deutschen keine Regung, als jetzt unsere Anima. Denn die Güntherianer dienen mehr zur Trennung als Einigung. .... Die römischen Klassiker haben hier — den Gegenständen ihrer Schriften gegenüber — einen eigenen Reiz. Ich durchlese nun den Horaz in gleicher Beziehung. Meine Bücher vermisse ich schwer, und doch kann ich mich nicht entschließen, sie kommen zu lassen. Der zweite Monat des zweiten Urlaubjahres ist im Gange; vielleicht wird die Sacra Visita bis zum Herbste fertig. Vielleicht mache ich dann noch eine große Reise, und komme als müder Pilger zu Euch zurück. *) Um hier zu bleiben, thue ich keinen Schritt. .... Von Rom's Kunstwerken mich zu trennen, wird ein großer Schmerz sein; ich kann Dir nicht sagen, wie mich diese Anschauungen beseligen. Aber die Erinnerung ist ja auch ein Stück Wirklichkeit. Man kann ja nicht überall zugleich sein. Das ist eben ein Hauptgrund des Jammers. Unsere Beschränktheit ist uns zu eng. Mir kömmt sogar ganz Rom mit allen seinen zahllosen Merkwürdigkeiten nur wie ein Bröcklein vor. Eine Ungenügsamkeit, die mir alles Einzelne im Ganzen und alles überschauliche Ganze durch die Wucht des Unendlichen und Universalen zerquetscht, wurde meine Krankheit. Seneca schildert diesen Zustand, den ich seit einigen Jahren empfinde. Diese Romantik möchte ich überwinden. Für das beste Antidoton halte ich die Sorgfalt für das Kleinste. Aber die Sucht zum Unendlichen stellt sich sogleich wieder ein — als Drang und Trieb nach Erschöpfung der ganzen Unendlichkeit

*) Diese Hoffnung ist leider! nicht in Erfüllung gegangen. Flir hat nach seiner Niederlassung in Rom Freunde und Vaterland nicht mehr gesehen.

des Details. Vor diesem Pedantismus muß ich mich hüten. Das sind die Pole meines Lebenskampfes: Romantik und Pedantismus.

Rom den 15. Sept. 1854.

Innigst geliebter Freund!

Der Brief an Freund S. ist, wie sich von selbst versteht, zugleich ein Brief an Dich. Du hast mir vor meiner Abreise den sehr verständigen Rath gegeben, monatlich einmal einen Bericht für alle Vertrautern zugleich zu senden. Das wäre sehr methodisch; es könnte sogar etwas Ernsteres daraus erwachsen. Aber ich habe das Bedürfniß, wie im persönlichen Verkehr, so auch im schriftlichen mich an jeden Einzelnen zu wenden. Die Briefe verlieren dadurch jeden wissenschaftlichen Fleiß und Zusammenhang; aber im Freundschaftsleben will ich ausruhen, nicht studiren, mich erholen und nicht anstrengen. Lieber Johannes, zweifle nur nie an meiner Liebe. Laß Dich weder durch manche Einzelheiten meiner Lebensgebahrung abstoßen, noch durch die Seltenheit meiner Briefe an Dich irre machen. Ich hoffe, wir leben gemeinsam noch recht gemüthliche Stunden. Aus meinem Briefe an S. ersiehst Du, daß ich nicht daran denke, hier zu bleiben, obgleich ich hier sehr zufrieden und glücklich bin. Ich sehe mich nicht satt an diesen welthistorischen Stätten! an diesen entzückenden Kunstwerken! — Neulich besichtigte ich den Mons Sacer. Er liegt östlich von Rom, einst beim dritten Meilensteine. Der Teverone ist mit einer festungsartigen Brücke überdeckt. Tritt man aus dieser heraus, so steht man am Fuße des Mons Sacer. Er ist nur eine leichte Bodenerhebung von 12 bis 20 Fuß; im Umfange hat er eine Viertelstunde. Die Oberfläche ist dürrer Wiesen- und Waidegrund wie die Campagna ringsum. Der Teverone, ein schmaler aber tiefer Fluß, deckt durch seine Windung mehr als die Hälfte des Umfangs. Die Stätte war daher vortrefflich geeignet für das Plebejer-Lager. Die Lokalitäten interessiren mich überhaupt in hohem Grade und die Klassiker werden erst durch die Anschauung klar und lebendig. — Was die Plastik anbelangt, so bin ich dem ältern, einfachen, idealen Style der Hellenen mit ganzer Seele zugethan: ich könnte wochenlang vor einem solchen Relief und einer solchen Statue weilen. Die raffinirten Kunstwerke der

Kaiserzeit staune ich an, aber sie nehmen mein Herz nicht ein, wie die erstern, obgleich auch in diesen spätern Werken nicht bloße Technik waltet und nicht bloße Effectsucht, sondern der feinste Geist. Aber der Geist ist mehr nobel als groß, und so selbstbewußt, daß er an Reflexion streift. Der Apollo des Belvedere ist ein leibhafter Himmelsprinz; aber die Minerva Medica erinnert an die Zeus-Tochter. Eine s g. Ceres in der Rotonda ist göttliche Würde. Eine antike Copie des olympischen Zeus-Hauptes erinnert an den Vers des Homeros! Laokoon ist vielleicht das Vollendetste an künstlerischer Ausführung; aber da waltet die Effectsucht denn doch zu grell vor. — Vor Raphael möchte ich niederknien! Er ist ein fast übermenschliches Genie. Immer neue Schönheiten leuchten und blitzen den Geist der Betrachtenden an. — Michael Angelo zwingt mich zwar zum Staunen; aber mit Ausnahme einiger unvergleichlichen Gestalten ist mir das Meiste zu bizarr und zu kraß. Rücksichtlich der Zeichnung erscheint Raphael im Vergleiche mit Michael Angelo in maßhaltender, behutsamer Bewegung, wo jede Linie Anmuth ist, während der Andere wie ein Seiltänzer die wunderlichsten und schwierigsten Stellungen und Bewegungen spielend annimmt. Ob Raphael es vermocht hätte, ihm diese Bravouren nachzumachen? Ich bezweifle es. Die vielen Ueberzeichnungen und Correcturen auf Raphaels Studienblättern zeigen, daß er jene Gestalten, die vom Himmel geflossen zu sein scheinen, sorgfältig einstudirte. Wo Raphael den Michael Angelo eigentlich nachahmen wollte, in den Sibyllen (gerade neben uns, in Maria della Pace) und im Isaias (in der Nähe, zu St. Augustin) steht er ihm weit nach. — Hast Du Brauns Buch über Roms Ruinen und Museen gelesen? Es ist ein geistreiches Buch; aber daß er den Statuen nicht nur einen Papierstreifen, sondern ganze Fascikel seiner Studien zum Angebinde gibt, ist auch wahr. Man kann Vieles lesen, aber nicht Alles sehen. Besonders versteigt sich die Charakterisirung der Personen aus ihren Büsten — neben vielem Vortrefflichen — ins Maßlose. z. B. beim Brutus, beim angeblichen Arminius. Diese letztere Büste hat wirklich eine frappante Eigenthümlichkeit. Der Kopf schien mir so modern! so bekannt! Die Physiognomie erinnert mich an den Typus eines geistreichen Fran-

zosen. Für einen Germanen ist mir der Kopf zu fein. Nun soll's der kühne Cherusker sein! Warum? Weil er nicht römisch noch griechisch aussieht; weil er stolz und schlau aussieht; weil er einen schwachen Bart hat. Ich kann mich übrigens selbst nicht genug hüten vor physiognomischen Spielereien. Braun ist ein universell gelehrter Mann; schlank, mager, bleich, in meinem Alter, kränklich; Arzt (Homöopath), Theolog (fromme Katholiken hoffen stets seine Conversion), Philosoph, Physiolog, Archäolog, Kunstforscher, Practikus in allerlei Unternehmungen: so macht er jetzt ein Modell des Colosseums. Ich sprach ihn erst einmal durch Zufall. — Neulich berief Pio IX. eine außerordentliche Commission. Der hochbetagte Cardinal-Decan Macchi begann zu referiren, welche Klagen er vernehme gegen die jetzige Regierung. Antonelli und Galli (Finanzminister) unterbrachen ihn. Macchi begehrte höchst aufgeregt die Freiheit, fortzusprechen. Als er geredet hatte, sagte er stöhnend: „Nun ist mir eine schwere Last vom Herzen: nun will ich gerne sterben." Ohnmächtig sank er in den Lehnstuhl. . . .

Rom 1854 (ohne Datum des Tages.)

Carissime!

Vor einer Stunde erhielt ich Dein werthestes Schreiben vom 30. April. Trotz meines langen Stillschweigens war es nicht meine Absicht, Dich mir zuvorkommen zu lassen. Sollte meine Schreibthätigkeit meinem Gemüthe entsprechen, so müßte ich Dir wenigstens täglich Einen Brief schreiben. Daß alle meine Briefe, die inzwischen nach Innsbruck gingen, anderen lieben Freunden zugewendet wurden, lag in den eben obwaltenden Verhältnissen, wie Du wohl ersehen konntest. — Das ministerielle Bombardement Eurer Facultät erfuhr ich bereits durch das huldvolle Schreiben des Herrn v. K. Die Strenge des Verfahrens geht, wie ich glaube, von T. aus, der von den Wiener Professoren gehetzt wird. Erinnerst Du Dich nicht mehr an die Nachricht, daß Wien und Prag das Promotionsrecht für sich allein in Anspruch nehmen wollten? Die Statthalterei steht mit dem Unterrichtsministerium nicht auf vertraulichem Fuße; ja, das Unterrichtsministerium bestrebt sich vielmehr, die Bureaucratie von den Universitäten möglichst ferne zu halten. Uebrigens liegt in der Wahl

des Ministerial-Commissärs für Euch ein Trost. Die Sachlage wird sich als eine gesetzliche darstellen und der Schlag der geschwungenen Keule trifft dann den Herrn v. T. selbst. Was den Ehrenpunkt anbelangt, so wird man nachgerade an derlei Commissariate gewöhnt werden. Graf Thun will durch „außerordentliche" Commissäre die „ordentlichen" d. h. die Studiendirectoren — überflüssig machen. — Was die Zukunft betrifft, scheinen mir Deine Ansichten zu melancholisch. Ich bitte Dich, laß die Besorgnisse fallen... Ueberhaupt, mein innigst Lieber, laß uns die Askese der Fröhlichkeit besser handhaben. Auch ich lasse mir manchmal meine Brille schwärzen, so daß ich Alles dunkel sehe. Bei genauer Ueberlegung finde ich dann oft, daß die Gegenstände nicht so waren, und daß ich nur mich selbst mit Trübsinn gequält. Freund, wenn wir nicht mehr fröhlich sein können aus Naivetät, so laß es uns werden, weil wir's wollen. Dem Unabänderlichen halten wir Gleichgültigkeit oder Ergebung entgegen; was sich thun läßt, versuchen wir mit redlichstem Bestreben; bietet uns die Außenwelt kein Glück, so suchen wir es anderswo. Oder sollen alle Quellen des befriedigenden Seelenglückes versiegt sein? Nein! Nein! Den Glauben an die Möglichkeit einer harmonischen Seelenstimmung hat mir die Wirklichkeit des Lebens, obgleich sie mit Ochsensehnen mich schlug, noch nicht aus meiner Brust verscheucht. Wenn ich traurig bin, dann komme ich mir vor wie ein Körper, dessen Schwerpunkt man verrückt hat: ich wanke hin und her, bis ich meinen Ruhepunkt wieder gewonnen habe. Bei diesem Studium der innern Harmonie wird mir die Lebensweisheit der Alten, die ich sonst manchmal leichtfertig gefunden, nun ganz erbaulich. Ich lese den Martial mit innigem Behagen; seine Worte müssen sich jedoch meinen Sinn gefallen lassen. „Vive hodie!" nahm ich mir zum Wahlspruch heraus. Der liebe Gott hat Dir die Gesundheit wieder gegeben. Sch. hatte mir mit schmerzlicher Theilnahme von Deiner Krankheit geschrieben; Graf G. benahm mir alle Besorgniß; daß Du so arg daran warst, wußte ich nicht. Dein Verlust würde meiner Fröhlichkeits-Philosophie einen fürchterlichen Stoß versetzt haben; aber da Du wieder gesund geworden, so ist dieß ein neuer Stoff für mein System. Gaudeamus igitur! Und dieß schreibe

ich als Quasi-Patient! Vor etwa vierzehn Tagen nahm ich ein kaltes Fußbad und seitdem bin ich mehr minder unwohl. Die heutige Nacht brachte ich großentheils außer dem Bette zu; bei der verdorbenen Disposition des Unterleibes wirkte der gemischte Tischwein wie Gift. Ein Pfarrer aus der Gegend von Düsseldorf, der in Angelegenheit eines Processes gegen den Erzbischof von Köln seit Langem hier weilt, wäre an einer Foglietta weißen Weines beinahe gestorben; er wurde todtenbleich, blau, schäumend. Wie es mit dem ordinären Weine hier steht, beweist die vor einigen Monaten erlassene Kirchenvorschrift, „für das hl. Meßopfer dürfe kein Schenkwein verwendet werden." Der Wein brachte mir hier in Rom noch kein vergnügtes Viertelstündchen. Er mundet mir nicht. Was Dir aber unglaublich vorkommen mag, ist die Versicherung, daß ich dieser Entbehrung mit bestem Erfolge eine stoische Gleichgültigkeit entgegensetze.

Eben war der Arciprete von Subjaco bei mir in Angelegenheit des armen Malers H. Dieser lebt in jenem Städtchen, eine Tagreise weit von hier: er besuchte mich manchmal. Er sieht fast wie ein Bettler aus. Seine Frau ist gestorben und ließ ihm 7 Kinder zurück. Diese verhungern beinahe. Ich soll nun durch Hohenlohe bei Sr. Heiligkeit eine Hülfe erwirken. Die Aussicht ist nicht erfreulich. Der hl. Vater wird von Unzähligen bestürmt und Er hat nicht viel, weil Er Allen gibt. Auch wenn Pio IX. über Land fährt, spendet er Almosen. So erzählte uns neulich ein Pilger, daß er vor einer Osteria saß auf dem Wege nach Civita Vecchia. Da sprengten zwei Nobelgarden heran, und der Wagen rollte nach. Der hl. Vater stieg aus. Er war nur von einem Priester begleitet. Sogleich sammelten sich Arme. Der Pilger wurde vom Wirthe ermuthigt, auch seine Bitte anzubringen. Der hl. Vater darf bei solchen Gelegenheiten nur als „Monsignore" angeredet werden. Pio hörte die Bitte eines Jeden an und sagte: „Vale 10 Bajocchi: — Vale 5 Bajocchi" u. s. w. Der Sekretär oder wer der Priester war — bezahlte. Der Pilger bekam 3 Paul (= 30 Baj.)

Der Fürst Hohenlohe behandelt mich sehr freundlich. Er besuchte mich. Am vorletzten Sonntage speiste ich bei ihm. Graf Leiningen aus Baden war auch zu Tische: ein langer Mann mit einem verwitterten schwar-

zen Gesichte auf einem thurmhohen weißen Halstuche. Er machte einen Eindruck wie ein Landcavalier. Er war Rittmeister und trat als Major aus. Um ihn mit Ehren zum heil. Vater zu senden, machte man ihn sofort zum General. Ein Protestant begleitet ihn. Vor der Abreise erhielten Beide einen kleinen Cyklus von Unterrichtsstunden über das Jus Canonicum, aber nicht bei dem Erzbischofe, obgleich dieser der festeste Canonist wäre. — Ein Docent des Jus Canonicum in Bonn, Namens Schulte, ein Neffe des Herrn v. Linde, saß bei Tische. Dieser junge Mann hatte bereits zwei Audienzen bei Antonelli. Er ist mit diesem gar nicht zufrieden. . . Antonelli spreche sehr schlecht französisch; die Aussprache sei italienisch. Ich hätte gemeint, daß er das Französische recht gut gelernt hätte. Antonelli hat viele Gegner. Daß er aber ein gewandter, geistvoller Mann ist, sagt sein Gesicht und seine Gebärde. Wie wenig ich übrigens bei hohen Herren mich aufdränge, kannst Du aus dem Umstande schließen, daß ich bei dem Cardinal-Vikar, der doch jetzt mein Ordinarius ist, erst vor einigen Wochen meine Aufwartung machte. Ich entschuldigte die Unterlassung des Geziemlichen mit dem Vorwande, daß ich erst noch die Entscheidung über die Dauer meines Bleibens abwarten wollte.

Neulich war ich mit Platner und Wörndle in der Farnesina. Dieser Gartenpalast steht am rechten Tiberufer. Das Erdgeschoß birgt Wunder von Kunst. Die erste Halle glänzt noch mit frischesten Farben. Carlo Maratta restaurirte zwar theilweise, aber viel haben hier die Fresken nicht gelitten. Die Gegenstände der Darstellung sind Dir bekannt. Aber Radirungen und selbst ausgeführte Kupferstiche geben die ächte Vorstellung nicht. Das ist eine Schönheit, welche theilweise wahrhaft hellenisch ist: so besonders der den Eros küssende Zeus. Eben so die Grazien, von denen eine, die dem Zuschauer den Rücken zugewendet, von Raphael selbst gemalt worden und das Herrlichste ist, was von Freskomalerei hervorgebracht werden kann. Die zweite Halle enthält nur Ein Gemälde von Raphael, aber von seiner Hand ausgeführt: die Galathea. Ein edles, keusches Bild bei aller Erotik. Leider hat es sehr gelitten.

Rom den 4. Jänner 1855.

— — Die Bischöfe der fremden Lande sind nun großentheils wieder verschwunden. Die Auctorität des apostolischen Stuhles hat einen großen Triumph gefeiert. Selbst solche Bischöfe, die gerade nicht besonders römisch gestimmt sind, wurden durch diese Erscheinung der Einheit und Ordnung erschüttert. Der offizielle Text de Conceptione immaculata ist jetzt erst unter der Presse. Man fand für gut, den Wünschen der Bischöfe gemäß manche Ausdrücke zu modificiren. Diese Correkturen geschahen erst nach der Promulgation des Dogma. Die vorgeschlagene Textirung der Bulle war von den Jesuiten verfaßt, wie aus einer Aeußerung des hl. Vaters klar hervorleuchtet. Der hl. Vater hat durch diesen Akt namentlich auch dem Rationalismus muthig entgegentreten wollen. Seine Antipathie gegen Philosophie ist seitdem noch weit größer. Vor einem halben, ja vor einem Vierteljahre äußerte sich Pio IX. noch sehr nachsichtig und freundlich über Rosmini: nun wurde der Ton auch über diesen weit ernster. Ueber Günther klagt Pio IX. jetzt unumwunden, und die Anspielung in der Allocution ist unverkennbar. Ueberhaupt spricht Se. Heiligkeit von der Philosophie mit Indignation. . . . . Wie schwierig die Verhandlung in Betreff des abzuschließenden Concordats (mit Oesterreich) ist, erhellt aus einem Beispiele. Der Erzbischof von Wien stellte den Grundsatz auf: die Kirche soll in allen kirchlichen Anstellungen frei sein, und nur die Verpflichtung auf sich nehmen, keine Persönlichkeiten, welche das Vertrauen der Regierung aus Grund entbehren, anzustellen. Der Grundsatz wurde gestrichen, mit der Note: Josephinismum sapit. Erzbischof Rauscher läßt deßhalb den Grundsatz nicht fallen, er gibt ihm nur ein anderes Kleid. . . . . Antonelli ist hocherfreut über die Allianz Oesterreichs mit den Westmächten. Die österr. und franzöf. Truppen werden nun großentheils den Kirchenstaat räumen; von den Franzosen bleiben nur 2000 Mann hier, theils in Rom, theils in Civita vecchia. Von den Oesterreichern bleiben nur kleine Garnisonen in Ancona, Bologna und Ferrara. Als das Officiercorps der päpstl. Truppen neulich seine Glückswünsche zum hl. Weihnachts- und Neujahrsfeste darbrachte, forderte sie der hl. Vater zu gewissenhafter Pflichter-

füllung auf, um so mehr, da nun die Sicherheit in ihre Hände gelegt werde. Der Papst hat 15000 Mann, sämmtlich Angeworbene und Freiwillige. Die Officiere werden besser besoldet als in Deutschland. Ob wir nun durch diese Armata hinlänglich gesichert sein werden, muß sich zeigen. Ich vermuthe, je mehr die Mächte anderweitig verwickelt sind, desto wahrscheinlicher sind in Italien die Versuche der Insurrection. Als apostolischer Convisitator bin ich unverletzlich; somit fürchte ich weder Kugeln noch Dolche. — Den ersten Tag des Jahres brachte ich nach dem Gottesdienste bei Overbeck zu. Er wohnt dreiviertel Stunden von der Anima in einer Villa der Weinberge des Esquilino zwischen Maria Maggiore und dem Lateran, südöstlich außer dem Chaos der Häuser. Erst als es dunkelte, kehrte ich von der angenehmen Conversation nach Hause zurück. — Meine Acten-Excerpte sind bis in die Zeit des Kaisers Franz II. vorgerückt. (1795) Man will mich nun zum Abschlusse drängen, nämlich meine Freunde und Gönner wollen dieß, aber ich will das Materiale erschöpfen. P. Theiner, der mich öfter besucht, versprach mir seine Hülfe zur Ansammlung aller Urkunden, welche mir nöthig oder nützlich sind, um die Geschichte unserer Anstalt — zur Geschichte der Deutschen in Rom seit 1400 — und seit noch früherer Zeit — zu erheben. Für die Sacra Visita genügt natürlich eine Skizze dessen, was Rechtsfrage ist. — —

Rom den 15. Jänner 1855.

Innigstgeliebter Freund! — Am 5. d. M. wurde mir ein Brief überreicht mit dem Postgepräge von Innsbruck; aber die Züge der Aufschrift waren mir beim flüchtigen Anblicke unbekannt und weckten nur meine Neugierde. Und dieser Brief war von Dir! Wie groß war meine Ueberraschung! Denn ich hatte mich bereits jeder Hoffnung begeben; meine Seele war für einen Gedanken dieser Art schon stumpf geworden. Sieh, wie weit es Deine Saumseligkeit bei mir gebracht hat! Die Entschuldigungen, die Du bringst, werden wenigstens für die Zukunft von mir nicht anerkannt. Denn Du weißt doch, daß nicht der Stoff von Stadtneuigkeiten es ist, der mir Deine Briefe so wünschenswerth macht, sondern die Fortsetzung unsers

geistigen Verkehrs, der Austausch der Gedanken, die Mittheilung von Wohl und Weh. — Deine Stimmung ist in der That hamletisch; ich habe den Ausdruck Deines Gefühls innig mitempfunden. Die Verschiebung Deines Hauptfaches hat mich lange schon genirt; aber hauptsächlich nur Deinetwegen. Denn wissenschaftlich betrachtet, kann ich die Modifikation nicht verdammen. Du selbst hast den historischen Standpunkt eingenommen und der Minister hat in der gleichen Idee diese Wendung eingeführt. Es ist wahr, das rechte Verständniß des Geschichtlichen setzt Philosophie voraus; aber die Rechtsphilosophie ist doch mehr als eine bloße Propädeutik, und wie sie aus Geschichte entsprossen ist; setzt sie auch Geschichte voraus.

Thun steht übrigens nicht so fest, als Du vielleicht aus der Bestätigung des Gymnasialstudienplanes vermuthest. Denn eine kirchliche Partei dahier scheint seinen Sturz zu betreiben. Das Anbinden mit Deutschland will man eben nicht zugeben. Eine Parität dieser Art hält man für einen Verrath an der Kirche. Man will das Unterrichtswesen möglichst in kirchliche Hände legen. Daß Wien von Feinden gegen Thun wimmelt, ist bekannt. Es wurde mir gesagt, Thun wäre längst gefallen, wenn nicht Rauscher ihn gehalten hätte. . . . .

Ich würde den Austritt Thuns im höchsten Grade bedauern. Die alten Invaliden bekämen dann wieder das Commando. Etwas Besseres käme sicher nicht nach.

Die Bulle über das neue Dogma wird jetzt erst ausgegeben. Ursache der langen Verzögerung waren die Einwendungen der Bischöfe gegen den beantragten Text. Namentlich Rauscher hatte im Consistorium erklärt, die aufgehäuften Texte würden füglicher ausgeschieden, weil sie nicht beweisend seien; zugleich drang er auf die Gestattung schriftlicher Einwendungen. Diese letztere Forderung wurde sogleich bewilligt. Zu Rauschers Ueberraschung sind, wie man versichert, nun auch wirklich jene Texte ausgelassen. Der hl. Vater hat diese Kritik der Fremden unbequem gefunden und hat gesagt: „Questo è una mortificazione per Roma, ma è bisogno di soffrirla, affinche non si dica, che tutto sia dipendente da Gesuiti.“ — Wie steht es mit dem Concordate? Rauscher scheint mit dem Cardinale Santucci zufrieden zu sein. Ein Monsignor Valenzi, der bei uns die hl. Messe liest, hat jenen Theil des von Rauscher eingereichten Entwurfes, der von der Gerichtsbarkeit der Priester handelt,

zur Prüfung erhalten. Er sagt, man sehe wohl, daß der Erzbischof ein sehr verständiger Kopf sei, aber das gründliche Kirchenrecht fehle ihm. Das hiesige Kirchenrecht lernt Rauscher allerdings erst hier in manchem Punkte kennen. Seine Anwesenheit ist für ihn gewiß sehr lehreich. Er meint dagegen, daß man hier zu abstrakt sei und unsere nordischen Verhältnisse nicht kenne. Ein Concordat wird jedoch sicher zusammengeschweißt. Hindernisse desselben treten übrigens in Oesterreich selbst von der kirchlichen Partei hervor. Der Primas von Ungarn bestürmte den hl. Vater und die Cardinäle, ja nur kein Concordat zuzugeben: die ungarische Kirche verliere dann noch die Freiheiten, die sie von Alters her besitze. Von Olmütz ist der Canonicus U. hier, um die gleiche Tendenz aus absolutem Eifer für die Kirche zu verfolgen. Er hielt gestern eine übrigens wackere deutsche Predigt in S. Andrea della Valle, die zum Theil eine Philippica war gegen die Anmaßungen der Staaten in kirchlichen Sachen.

Was nun bei solchen Umtrieben den Erzbischof von Wien besonders verdrießt, ist außer der kläglichen Verbranntheit des Gehirns solcher Eiferer der Umstand, daß Scitovsky und der (allerdings der verstorbene) Erzbischof von Olmütz den Entwurf des Concordates in Wien gebilliget und mitunterzeichnet haben. Franz Joseph hat dem Grafen Thun bereits befohlen, dem Primas von Ungarn sein Mißfallen zu wissen zu machen. Aus einer Unterredung mit N. ersah ich, daß Ketteler mit seinem Anhange ebenfalls mit Argwohn auf die Forderungen Oesterreichs blickt. Franz Joseph hat allerdings auch in dieser Angelegenheit seinen entschiedenen Standpunkt eingenommen und ausgesprochen: „Bis hieher, aber nicht weiter.“

Du könntest aus diesen und frühern Berichten wähnen, die kirchliche Politik sei das Interesse meines Denkens und Beobachtens geworden; zudem sei ich von den Geschäften der Anima so in Beschlag genommen, daß ich den Studien und der Kunst entzogen werde. Daß ich mich diesen nicht nach Herzenslust hingeben kann, ist richtig; aber unter den mancherlei Bestrebungen ist doch das für Erkenntniß der Kunst die vorherrschende. Ich lese und schaue; ich excerpire und notire. Nur wandelt mich manchmal eine Verzweiflung an, den Stoff zu bemeistern. In frohern Momenten dagegen gedenke ich, einen Umriß von Kunstphilosophie zu entwerfen, für das Ausführliche

dagegen mich in Monographien zu versuchen. Neulich machte ich erst Bekanntschaft mit dem rühmlichst bekannten alten Wagner. Er wohnt in der Villa Malta, welche bekanntlich dem Könige Ludwig gehört. Wir gingen nur in das Studium, welches aus zwei großen und zwei kleinen Hallen besteht, in öder Einsamkeit auf einem Hügel des Monte Pincio, hinter einem Hause, durch welches eine ekle Treppe hinaufführt. Flatz hatte mich einigemale aufmerksam gemacht, Wagner sei ein derber, abstoßender Mann; ich sollte mich daher an ihm nicht stoßen. Leider war Wagner abwesend; nur ein Lehrling befand sich in den weiten Räumen. Diese sind aber rings mit Modellen behangen. Der Abguß eines crepirten Hundes hätte mir fast den Brechreiz geweckt, für den bei mir von Kindheit auf der Eindruck des Auges genügt. Besonders interessirte mich die endlose Reihe der Friestafeln mit Reliefs der altdeutschen Geschichte für die Walhalla. Die Compositionen sind ein seltsames Gemische antiker Studien und eines derben Naturalismus. Endlich erschien Wagner: von etwas mehr als mittlerer Statur, ein rundes bayerisches Biergesicht mit einem derben Munde, mit eingefletschter Nase, großen, vorspringenden Augen unter der hochgewölbten Stirne. Er steht tief in den sechsziger Jahren dem Aussehen nach; aber da er sich 50 Jahre lang als Künstler in Rom aufhält, so zählt er sicher bei achtzig. Er nahm uns freundlicher auf als ich erwartet hatte. Ich sagte ihm einige Complimente über den Fries. Er sagte: „Ich bin eigentlich Maler gewesen, aber Ludwig hat mir die Sculptur aufcommandirt. Zehn Jahre habe ich an der Geschichte Arbeit gehabt.“ Ich dankte ihm für seine treffliche Abhandlung über die Niobiden-Gruppe. „Mein Aufsatz über die Kolosse des Monte Cavallo ist besser.“ „Ich konnte diese Schrift noch nicht zu Gesichte bekommen, doch kenne ich Ihre trefflichen Ansichten über diesen Gegenstand!“ U. s. w. Derbe Brocken warf er hin; ich entgegnete sogleich mit demselben Stoffe. Da sah er mich heiter an und sagte: „Wir Zwei würden gut zusammentaugen. Wo wohnen Sie? Ich will Sie besuchen!“ Diese Freude wird mir schwerlich zu Theil; denn Wagner leidet an der Kniegicht. Der alte Platner, der alte Rhoden, der alte Wagner, der alte Cornelius — das sind meine Lieblinge; das sind Männer voll deutscher Kraft. Overbeck ist mir zu weich und zu sentimental.

Rom (ohne Datum der Zeit).

— — Ich bin gesund; das Klima ist seit einigen Wochen sehr angenehm. Die drückende Schwüle, die sich von Zeit zu Zeit sammelt, wird von erfrischenden Regengüssen verscheucht. Während der Schwüle geht ein leises Zittern durch meine Glieder; die Nerven sind afficirt. Hr. St. aus Pusterthal, ein blühender, kraftvoller, junger Mann, Kaplan hier bei uns, litt etwa 14 Tage lang eine ähnliche Nervenschwäche, nur im weit höhern Grade: er wurde zu jedem Studium absolut unfähig, und unwillkürlich erlag er manchmal einem Drange zu Thränen. Er ist nun wieder gesund. — Für die Günther'sche Angelegenheit hat sich die Aussicht sehr verfinstert. Der Anker der Hoffnung gründete bisher im Vatikan; der Anker riß und ist verschwunden. . . . Canonicus G. von Prag, der zum Theil als Agent des Cardinals Schwarzenberg hier Aufwartungen machte, erhielt bei seiner Ankunftsaudienz von Pio IX. die huldvollsten Erklärungen über Dr. Günther, aber vor einigen Tagen hatte derselbe Canonicus seine Abschiedsaudienz, wo der hl. Vater unumwunden erklärte, er höre nun, daß wirklich entschiedene Irrlehren in Günther's Schriften enthalten seien: er wolle die bona intentio nicht bezweifeln, aber diese allein sei nicht genügend. Hohenlohe sprach auch mit mir über den Güntherianismus: ich erklärte, daß ich manche Ansichten dieser Philosophie nicht theile, daß ich jedoch das wissenschaftliche Streben der Güntherianer verehre, und daß nach meiner Ansicht ein strenges Verfahren gegen sie für die katholische Wissenschaft sehr gefährlich, für die Protestanten hingegen ein schallender Triumph sein würde. Ich habe also auch hier wieder eine jener Mittelstellungen, welche den beiden Extremen nie genehm sein können. Das kümmert mich aber nicht: ich beharre bei meiner Denkungsart. Wo zwei Berechtigungen in Conflict gerathen, läßt sich die Ausgleichung nur in der Wahrung beider Rechte finden. Daß die Güntherianer, die denn Katholiken sein wollen, mit dem Dogma verglichen werden müssen, ist klar; aber wenn beim besten Willen einige Discrepantien herauskommen, so schiene es mir zu genügen, wenn auf dieselben

aufmerksam gemacht, die Fortsetzung des Studiums aber liebreich ermuntert würde. P. Ignaz (ein deutscher Alkantariner, der in Rom ein dem Güntherianismus ungünstiges Gutachten eingereicht hatte) und ich sind übrigens gut Freund. Denn das Gelüsten, fremde Meinungen gehäßig zu behandeln, plagt mich nicht: ich habe ja selbst in mir bereits so manche Meinungsverschiedenheit erlebt. — Daß ich hier sehr viele Bekanntschaften zu machen veranlaßt bin, versteht sich von selbst. Meistens speist der deutsche General-Definitor der Kapuciner an Sonn- und Festtagen bei uns; er heißt P. Mauritius, und war Provinzial in Böhmen, ein sehr lieber Mann. Die Kost der Kapuziner ist so schlecht, daß man sie bei uns den — gäbe. Mauritius war bereits dem Tode nahe; er ist zur Heimkehr gezwungen. Dieselbe Erfahrung hat P. Albert Knoll gemacht. Ich bedauere jeden Pater, der zu diesem hungervollen Ehrenposten erhoben wird. — Buchhändler Spithöver gibt ein deutsches Wochenblatt „Roma" heraus. Um Neujahr soll es erscheinen. O wäre J. in der Lage, die Redaktion zu übernehmen! Dieses Blatt wird auch mir viel Zeit rauben. Denn Spithöver ist ein so biederer Mann, daß ich ihm nichts abschlagen kann. — Am letzten Sonntage wurde ich zum Ehrenmitgliede des Pantheon ernannt. So heißt ein grandioser Kunstverein, aus Künstlern und Kunstfreunden bestehend.

Rom in der Nacht Domin. S. Trinit. 1855.

Innigst geliebter Freund! — Für unmöglich hätte ich es gehalten, eine so lange Pause meines Schreibens gegen Dich eintreten zu lassen; es konnten Umstände kommen, welche mir jedes Stündchen zu einem trauten Brieflein raubten, aber alle Geschäfte und Zerstreuungen waren unvermögend, die Erinnerung an meine Lieben in der Heimath zurückzudrängen. Ich dachte liebend an Euch, während ich an einer vornehmen Tafel schmauste, während ich an der Seite des Erzbischofs Rauscher in Rom umherrollte; ich dachte liebend an Euch, wenn ich müde mich zu Bette legte, wenn ich neugestärkt aufstand; und selbst beim Gebete dachte ich Eurer, bald in süßer Freundespflicht, oft in gemüthlichem Phantasiren. Aber zum Schreiben kam ich nicht! — Ich schrieb zwar Berichte für die Zeitungen; aber nur, weil ich

diese selbst als etwas Halboffizielles betrachtete: *) das Herz hat keine Erquickung dabei; es ist ein Opfer. Ihr habt wohl an dem Artikel über das Conkordat in der Allg. Ztg. vom 18. Mai (wenn ich nicht irre) leicht gemerkt, daß er von mir gekommen. Die flüchtig hingeworfenen Zeilen waren für die Kath. Blätter bestimmt; aber die wiederholten Unrichtigkeiten der Angaben der Allg. Ztg. bewogen mich, den Artikel dorthin zu senden. . . . Erzherzog Ferdinand Max kam hieher im Auftrage seines Bruders, des Kaisers Franz Josef, um Sr. Heiligkeit für das Concordat den Dank abzustatten. Dieser Dank mag nicht ganz überflüssig gewesen sein. . . . . Die Ausfertigung der Urkunde wurde verzögert, — obwohl doch der hl. Vater selbst in Castel Gandolpho seine volle Zufriedenheit ausgesprochen hatte. Der Dank des Kaisers gibt nun der Urkunde hoffentlich einen Vorschub. Zugleich ersehen wir hieraus, daß in Wien keine Hindernisse mehr zu besorgen sind. Rauscher hat allerdings einige Punkte sub spe rati zugestanden: von Seite des Reichsrathes, vielleicht auch der Minister, wäre ein greller Widerstand zu vermuthen, aber der Kaiser scheint in dieser geistlichen Angelegenheit unbedingt dem Erzbischof zu vertrauen. — Das kirchliche Leben wird im Kaiserstaate eine völlig neue Gestalt bekommen; aber der Episcopat und Klerus wird seine Freiheit mit großen Strapazen bezahlen. — Es waren nun, seit meines Aufenthaltes in Rom, drei katholische Prinzen aus dem Norden hier: Georg von Sachsen; Adalbert von Baiern; Ferdinand Max. Mit allen Dreien kam ich in Berührung. Der Erzherzog verehrte mir einen Rosenkranz mit den Worten: „Nehmen Sie dieses kleine Andenken, und wenn Sie den Rosenkranz beten, schließen Sie mich ein." — Se. Heiligkeit machte über Adalbert und Ferdinand Max das Bonmot, „ „der Erste sei zu ihm gekommen da Sovrano, der Zweite da Christiano." " Dieß war aber nur ein Anschein: vielleicht genirte sich Adalbert etwas mehr und benahm sich daher etwas steifer; vielleicht sah ihn der hl. Vater etwas mißtrauisch an wegen der fatalen

*) Flir war ersucht worden, für die Wiener Ztg. und die Allg. Ztg. von Augsburg als ständiger Correspondent aus Rom zu wirken. Auch schrieb er damals Manches für die „Kath. Blätter" in Innsbruck.

griechischen Geschichte.*) Adalbert ist ein ächter deutscher Prinz voll Gemüthlichkeit. Er schickte mir noch von Neapel aus einen Gruß zu. . . . . Ich habe in meinem ganzen Leben kaum so viele Bekanntschaften gemacht, als hier in Rom seit anderthalb Jahren. Man muß zwar manche Zeit zum Opfer bringen; man bekömmt aber doch Einblicke in das Leben, die nicht ohne Interesse sind. Wenn ich noch einmal zu poetischen Versuchen Muße finde, so sind diese Beobachtungen gewiß von Einfluß. Werde ich zum praktischen Leben verurtheilt, so kann mir eine erweiterte und eindringlichere Weltkenntniß auch nur nützlich sein. Was nun aber aus mir werden wird, weiß ich zur Stunde noch nicht. Wenn ich definitiv bleiben will, so ist mein Loos entschieden. Aber mein Wille ist eben noch nicht entschieden. Meine Verhältnisse haben sich zwar so gestaltet, daß ich faktisch so ziemlich das Ruder der Anstalt in der Hand habe. Die Congregation, deren gleichberechtigtes Mitglied ich bin, behandelt mich mit größter Rücksicht. Aber diese meine Stellung beruht nur auf einer moralischen Basis und sie bietet mir keine Sicherheit. Zudem bekömmt die Anstalt durch das beantragte Collegium von 10—20 Priestern eine völlig neue Gestalt. Während der Reform würde ich mich kaum zurückziehen können, wenn ich auch wollte; annehmen werde ich aber nur dann, wenn die Bedingungen meinen Anforderungen entsprechen. R. will mir nun mehr verschaffen, als ich begehre. Er will mir nämlich zuvörderst Geld erwirken, dann einen äußerlichen Rang, und dann eine ausgedehnte Vollmacht. Aber ich bezweifle, ob er auch nur den ersten Antrag durchsetzen wird. Jedenfalls muß ich zuwarten. Ich will nun recht fleißig die freier gewordene Zeit benützen, um die Aktenarbeit zu erledigen und wenigstens für die Sacra Visita das Elaborat zu Stande zu bringen, bis Freund Sch. hieher kömmt. . . . .

*) Es war nach Rom das Gerücht gedrungen, man habe von Baiern aus dem König Otto von Griechenland den Rath ertheilt, mit Genehmigung Roms zur unirten griechischen Kirche überzutreten, um dadurch sich der Anhänglichkeit des einflußreichen griechischen Klerus zu versichern. Adalbert sollte ebenfalls als künftiger Nachfolger auf dem griechischen Throne die Confession ändern. Rom mißbilligte entschieden diesen Plan.

Rom den 3. Okt. 1855.

Theuerster, innigst geliebter Freund! — Wie Du Dir mein Stillschweigen gedeutet hast, weiß ich nicht: die wahre Ursache desselben war meine geringe Disposition zu Herzensbriefen, so lange die Last der geschichtlichen Arbeiten noch wie ein Alp auf mir lag. Gestern habe ich den Umriß der Geschichte der Anstalt endlich beendigt: die Revision und Nachforschung wird zwar noch einige Tage in Anspruch nehmen; aber ich athme nun doch wieder auf und nach meinem Briefe an Galura ist der an Dich — der nächste. An den Bischof sandte ich einen Abschieds-Brief; mit Dir, mein Theuerster, soll dieses Blatt vielmehr eine engere Verbindung beginnen. Daß die Würfel meines Looses endlich gefallen sind, wirst Du wahrscheinlich schon wissen. Zur Sicherheit melde ich Dir und den übrigen Freunden dennoch das Nähere. Graf Thun hatte erklärt, nach Beendigung der Reform der Anstalt müsse ich zurückkehren und mich ihm zur Verfügung stellen. Der Erzbischof Rauscher dagegen sagte mir: „Sie müssen hier bleiben; Sie sind hier unumgänglich nothwendig.“ Wirklich gab ich zu verstehen, daß ich es vorzöge, hier zu bleiben, wenn ich wenigstens pecuniär schadlos gehalten würde. Denn gegen die Professur hat sich meiner eine leicht erklärbare Antipathie bemächtigt und in eine Kanzlei wäre ich noch weit unlieber hineingesessen. Alle Städte, die ich bisher gesehen habe, kommen mir im Vergleiche mit Rom nur wie Dörfer vor und die südliche Natur übt auf mich einen paradiesischen Reiz. Dazu die auserlesensten Kunstwerke der Welt: der Umgang mit großen Künstlern, die Muße zum Studium: Alles dieß zog mich zum Projecte des Erzbischofes hin. Und so ist es denn gekommen, daß der Kaiser das vom Erzbischofe vorgelegte Gesuch unterzeichnete, am 1. Sept. Das Unterrichts- und Cultus-Ministerium hat mir die Resolution intimirt und mit Anerkennung meiner Verdienste mich „meinem Wunsche gemäß“ der Professur enthoben erklärt und mir eröffnet, Se. Majestät habe mir, in der Voraussetzung, daß mir meine hiesigen Bezüge ungeschmälert bleiben, einen definitiven jährlichen Gehaltsbeitrag von 600 Scudi aus der Staatskasse angewiesen. Ich habe jetzt ein fixes Einkommen von 900 Scudi (fast 1900 fl CM.), die Wohnung und Bedienung frei, Barbier und Arzt frei, Holz für Küche und im Speisezimmer frei. So habe ich nun hier eine Stellung,

die ich um keine andere in der ganzen Welt vertauschen möchte. Die Vorsehung hat mich, unter den gegebenen Verhältnissen, mit einer Zärtlichkeit behandelt, die mich rührt. Was ich nun befürchte, ist nur die Gefahr, meiner Muße vielfach durch Amtsgeschäfte beraubt zu werden. Diese Gefahr droht mir einerseits vom Norden her, indem mir mit einem besondern firen Nebengehalte von 500 Scudi, die Leitung der geistlichen Agentie für den österr. Kaiserstaat zugedacht ist, wobei auch Bischöfe des übrigen Deutschlands sich anschließen wollen; andererseits von Rom aus, wo man dienstbare Geister sucht, welche brauchbar sind. Was mich in dieser letztern Beziehung retten kann, ist meine noch immer sehr mangelhafte Kenntniß der italienischen Sprache. Die Errichtung eines Collegiums deutscher junger Priester, welche hier wissenschaftlich und praktisch ihre Bildung fortsetzen sollten, kann mir gar viele Mühe nicht verursachen. Diesen Umständen gegenüber werde ich nun lediglich den status quo in Ansehung meiner Muße zu wahren suchen. Was ich wollte und will, habe ich; dem, was ich nicht will, mannigfach auszuweichen, werde ich schon meine Pfade finden. Horaz mit seinem Tiburtinum schwebt mir als Muster vor.

Schenach wird beinahe gleichzeitig mit diesem Briefe in Innsbruck eintreffen. Der Gesandtschaftssekretär hatte mir mein Dekret gerade noch in der Nacht vor Schenachs Abreise zugetragen. Schenach reiste am 26. Sept. ab — gegen Foligno und Assisi. Mit meiner pedantischen Emsigkeit der Aktenarbeiten war er sehr unzufrieden; aber ich wurde von allen Seiten so gedrängt und getrieben, daß ich, zu meinem großen Leidwesen, nicht anders konnte. Dazu kamen noch häusliche Verhältnisse. Wäre ich z. B. mit ihm nach Neapel gereist, so wäre inzwischen der unentbehrlichste Caplan das Opfer von Intriguen geworden. Nur meine Gegenwart hat ihn vor der Absetzung gerettet. Auch wäre der Umbau des für deutsche Bischöfe bestimmten Hauses sistirt worden und dann — lange — sistirt geblieben. Hier in Rom machte ich mit Schenach denn doch einige Ausflüge: auf den Pincio und nach Maria degli Angeli; auf den Janiculus, auf den Monte Mario; zweimal war ich mit ihm bei den Kunstwerken im Vatikan. Einiges über unsern Ausflug nach Aricia hast Du vermuthlich in der „Allg. Zeitung" gelesen, wo ich aber verschweigen mußte,

daß wir auch in Frascati und auf dem alten Tusculum waren. Hätte ich aber auch Muße in Fülle gehabt, es wäre mir wohl physisch unmöglich gewesen, dem unermüdlichen, im Sturmschritte Rom erobernden Schenach überall nachzukeuchen.

S. fragte mich einmal, ob der Aufsatz über Overbeck von mir war? Allerdings. Ich bitte Euch aber, meine Artikel und Artikelchen in der „Allgemeinen" mit Nachsicht aufzunehmen: sie sind nur prima vista hingeworfen, wie jeder Brief an Euch, aber Ihr werdet es nicht mißbilligen, wenn ich manche Mittheilungen meiner hiesigen Anschauungen und Beobachtungen einem größern Leserkreise zuwende. Zudem gibt es Manches, was meine Freunde wenig interessirt, in Deutschland aber doch bekannt zu werden verdient. Ihr kennt meine Waare sogleich an der Farbe. Die andern Correspondenten sind Protestanten. —

Rom den 6. November 1855.

Innigst geliebter Freund! — Es ist sehr lange, daß ich von Dir keinen Brief mehr erhalten habe, und noch länger, daß Dir von mir keiner zukam. Was mich anbelangt, kann ich Dir versichern, daß meine Liebe zu Dir unverändert blieb, obgleich ich von ihr so lange kein Lebenszeichen gab. Meine geschichtliche Arbeit beschäftigte mich Tag und Nacht; offizielle Briefe nach vielen Seiten hin nahmen die wenigen Mußestündchen in Anspruch. Uebrigens scheint mein Stillschweigen Dir die Lust zum Schreiben verkümmert zu haben Oder hat sich zum Podagra noch ein Chiragra gesellt? Freund, es stellen sich bei uns die Symptome des Alters ein, und wir müssen uns darauf gefaßt machen, nachgerade physische Beschwerden hinzunehmen, die wir früher nur an Andern beobachtet haben. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung wurde ich von einem artigen Capuziner der „„alte Herr"" genannt, und ein Mechitharist, der wenigstens 36 Jahre zählt, betheuerte mir, er liebe mich, wie wenn ich sein Vater wäre. Wenn ich nun hie und da in den Spiegel gucke, erschrecke ich manchmal vor mir selbst: mein Gesicht hat alle Jugendform verloren, und das Greisenalter hat ihm sein Gepräge das erstemal aufgedrückt. Es geht uns eben Allen gleich; es bleibt nichts mehr übrig, als aus der Nothwendig-

keit eine Tugend zu machen. . . . Ich habe ein ungemein liebreiches Schreiben vom Erzbischofe Rauscher erhalten. Er theilt mir unter Anderm mit, daß ein gewisser R—d als k. k. Legationsrath und Agent nach Rom ernannt sei; er wisse aber nicht, welche Agentiegeschäfte dieser weltliche Diplomat machen werde, da die Bischöfe die Freiheit haben, sich beliebiger Agenten zu bedienen. Der Erzbischof hätte am liebsten den Posten bei der Gesandtschaft aufgehoben gesehen, aber dieß war nicht ausführbar; die Diplomaten behaupten ihre Stellungen noch hartnäckiger als die Soldaten. Ich wünsche sehnlichst, mit Agentiegeschäften verschont zu bleiben. Es wurde mir neulich die Agentie des Erzbischofes von Freiburg mit der Vollmacht, als sein Stellvertreter seine Angelegenheiten zu vertreten und zu verfechten, mittelst des Jesuitengenerals angetragen: ich entschuldigte mich und lehnte ab. Hieraus ersehet Ihr, daß mich keine ehrgeizigen Motive beherrschen oder bewegen. Gott sei Dank, so viel Lebenskenntniß habe ich doch gewonnen, daß ich nicht in äußerm Spielzeuge meinen Werth und mein Glück suche. Daß ich aber eine behagliche Subsistenz bekomme, war allerdings mein Wunsch: aber dieser Wunsch ist nun vollkommen erreicht. Liebe Freunde! schreibt mir von Zeit zu Zeit, und ersetzt mir auf diese Art Euren Abgang. Die Rückkehr nach Innsbruck mißrieth mir ja Sch. selbst, und ich bin tausendmal lieber in Rom als in Wien. Hätte sich in Innsbruck eine Stellung, wo ich mit Freuden wirken könnte, hoffen lassen, so hätte ich nie resignirt; aber das Sichere dem Unwahrscheinlichen zum Opfer zu bringen, wäre nicht verständig gewesen. — Meine Predigten haben nun wieder begonnen, und einige Zeit kosten sie mich doch jedenfalls. Besuche, welche ich mache oder bekomme, nehmen viele Stunden hinweg. Mein Elaborat wird unter meiner Aufsicht gegenwärtig in zwei Copien abgeschrieben. Mit großem Interesse lese ich Leo's Geschichte von Italien als Vorstudium zur deutschen ausführlichen Bearbeitung der lateinischen Skizze. Ferners lese ich Theologisches und Aesthetisches. Auch für Anschauungen habe ich nun wieder Muße. Ein Artikel im Univers, worin die Belgier auf unsere Anstalt Anspruch erheben, ging in viele italienische Blätter über und machte in Rom viel Aufsehen. Die Wälschen wären froh, wenn die Deutschen abgetakelt würden.

Doch was mich persönlich angeht, werde ich von Allen sehr freundlich behandelt. . . .

Rom den 19. Dezember 1855.

— — Was meine Hoffnung, Deutschland manchmal wiederzusehen, belebt, ist der Cardinal Reisach, denn man sagt, er behalte sein Erzbisthum bei; er wird daher jährlich nach München reisen, und wenn Se. Eminenz einen eigenen Wagen hat, so kann ich gewiß manchmal beisitzen. Denn Cardinal Reisach ist sehr liebreich gegen mich. Der gute Herr muß jetzt alle Feierlichkeiten und Ceremonien aushalten, wie ein Schlachtopfer. Wir haben gestern und vorgestern die Kirchenfaçade und zwei Häuser tapfer beleuchtet. Morgen empfängt Graf Reisach den rothen Hut. Abends ist wieder große Aufwartung. Da kömmt, wer will, nur muß man ordentlich gekleidet sein. Der Cardinal wohnt im Theatinerkloster neben S. Andrea della Valle. — Vor dieser Feierlichkeit hatten wir drei kaiserliche Hoheiten hier: die Erzherzoge Albrecht und Rainer und die Erzherzogin Marie. Ich hatte mit diesen Herrschaften allerlei Verkehr und wurde sehr freundlich (will sagen: huldvoll) behandelt. Ganz vorzüglich gewogen wurde mir Erzherzog Albrecht. Vermuthlich auf dessen Verlangen wurde ich am Sonntage Abends zur großen Tafel beigezogen, wo die Einladungen, me excepto, sehr gewählt waren — im Ganzen etwa 34 Personen. Cardinäle waren drei zugegen: Antonelli, Asquini (aus Friaul), Santucci (Mitarbeiter beim Concordate). Ich saß bei dem jungen Fürsten Lobkowitz, und beim Fürsten Odescalchi. Nach der Tafel war große Aufwartung: da kam eine Menge von Damen und Herren; viele Cardinäle erschienen. Der Obersthofmeister des Erzherzogs Albrecht ging auf mich zu und sagte: „Nähern Sie sich Sr. kais. Hoheit: der Erzherzog will Sie noch sprechen.“ Er äußerte mir seine Zufriedenheit für die geleisteten Dienstchen und nahm sehr liebreich Abschied. — Ich zog mich aus dem dichten Gedränge, so bald ich konnte, zurück, und wie wohl war mir, als ich mich wieder in meinem Zimmerchen befand! Ich lebe hier ziemlich einsiedlerisch und mache nur die allernothwendigsten Besuche. Ein Herr wollte mich zu Cardi-

nälen mitschleppen zur üblichen Weihnachtsgratulation. Wie betroffen war er, als ich phlegmatisch antwortete: Questi Cardinali non mi toccano! — Mit dem römischen Leben kann ich mich noch nicht befreunden: meine Wonne sind hier ehrwürdige Grabstätten, altchristliche Bauten, heidnische Ueberreste, und die Kunst überhaupt, und die Natur mit der Geschichte und Sage, die darüber schweben. In diesem Kreise des mir Wohlgefälligen suche ich mich zu halten, und in das Gewirre der hiesigen Complimente und Cabalen lasse ich mich nicht ein. Indessen ist es allerdings schwer, sich hermetisch abzuschließen. P. Theiner, Graf Lichnowsky und Fürst Hohenlohe sind mir sehr gewogen. und wir leisten uns gegenseitig Gefälligkeiten, wo wir können. Merode hat meine Geschichte der Anstalt, die ich bei Brunelli deponirte, wenigstens gesehen wo nicht gelesen. Er hielt mir wenigstens sarkastisch einen Ausdruck vor, daß ich animo sincero diese Schrift abgefaßt habe. Die Belgier der extremen Partei werden allerdings keine andere Ausflucht mehr haben, als über meine trügerische Schlauheit zu klagen, aber unbefangene Belgier müssen mit meiner Arbeit zufrieden sein. Ich habe wirklich mich nur an die Wahrheit gehalten, und mich in der Darstellung so unparteiisch behauptet, als es nur möglich war; meine subjectiven Gefühle waren allerdings für Deutschland, aber ich gestattete ihnen keinen ungerechten Einfluß. Daß ich aber kaum eine Thatsache und Wendung, welche sich für Deutschlands und Oesterreichs Gunsten ergab, unbeachtet und unbenützt ließ, ist richtig, und innerhalb dieser Schranke habe ich spitzbübische Kniffe geübt, und diese Sache, die freilich nicht leicht zu durchschauen ist, macht mir heimlich viele Freude. Ich unterdrückte aber nichts, was zu Gunsten der Gegner ist. Um diese Arbeit gänzlich abzufertigen, unternehme ich nächster Tage die deutsche etwas umständlichere Behandlung. Zugleich schreibe ich meine Predigten aus den rohen Entwürfen in's Reine, und zwar in Folge mehrseitiger Aufforderungen. Laß uns nur immer thätig sein! — Grüße mir insbesondere den Adolfus.*) Seine Oden sind wirklich schön und prachtvoll! Ich las sie zwischen Citronensträuchen, und wär's Lorbeer gewesen, hätte ich ein Blatt gepflückt und dem Dichter als Antwort zugesendet. . . .

*) Adolph Pichler, der bekannte Dichter der „Hymnen."

Rom den 31. Jänner 1856.

Innigst geliebter Freund! — Es wurde mir unmöglich, Dein werthestes Schreiben so früh zu beantworten, als ich wünschte. . . . Mir schweben die heitern Stunden vor, wo wir brüderlich beisammen saßen. . . Tempi passati! Das Leben fordert Resignation, und wer hiezu nicht die Kraft hat, wird das Opfer der Erlebnisse. Ich habe aes triplex circa pectus, aber keinen Krebsansatz von Apathie im Innern der Brust. Ich fühle, was ich verlor, und was ich entbehre; aber ich trage diese Last, ohne gebeugt zu werden. — Ruf's Buch *) ist angekommen. Ich danke von Herzen für die doppelt werthe Gabe, die mir werth ist als ein Geistesprodukt meines geliebten Freundes und werth ist wegen ihres Gehaltes an sich. Mit regem Interesse las ich die Schrift durch, obgleich meine Augen leidend sind und es sehr spät wurde: ich ließ nicht ab von der Lectüre, bis sie zu Ende war. Dem Verfasser ist hiemit eine klare, wohlgeordnete, verständig durchgeführte Beschreibung der phantastischen Zustände wirklich gelungen, wofür ich einem jeden Auctor dankbar sein werde, um so mehr, da ich selbst in dieser Beziehung ganz Eigenthümliches erlebt habe und noch immer erlebe. Ich komme mir vor als eine dunkel wirksame Substanz, die nur an ihrer Oberfläche vom Lichte des Bewußtseins und von bewußten Thätigkeiten umflimmert wird. Es tauchen Bilder empor, die ich manchmal absolut nicht von Prämissen abzuleiten vermag, die ich zuerst gar nicht verstehe, dann aber zu verstehen meine. In meiner Jugend hatte ich Träume, die sich nicht besser dichten ließen; später hatte ich solche Bilder im Halbschlafe. In Wien hatte ich ein solches, sehr complicirtes aber vollständig klares Bild, theils in Gestalten theils in Tönen, das mir mein Lebensschicksal vorstellte: es ist aber so eigenthümlich, daß ich an die Verwirklichung nicht glauben kann, obgleich andere Bilder gegen mein Vermuthen sich verwirklicht haben. Den letzten Zustand dieser Art hatte ich vor einigen Monaten wäh-

*) „Die Delirien, Visionen und Hallucinationen und die phantastischen Zustände.“ Von Seb. Ruf.

rend der Exerzitien. Auch im vollkommen wachen Zustande drängen sich Bilder auf, bevor ich ihres Gedankens bewußt geworden, oder es verwandeln sich die Gedanken augenblicklich in Bilder. Diese Phantastereien sind äußerst lockend, wie ein Zauber, und ich könnte leicht ihr Gefangener werden. Ruf's Büchlein hat in mir den Vorsatz bestärkt, diesem Traumleben mich zu entschlagen, was um so nothwendiger ist, da es bei mir mit dem Alter zunahm, und gewiß immer mehr zunehmen würde, wenn ich den Gebilden glauben und ihrem Auftauchen Raum geben würde. — Je entschiedener meine Anerkennung des Guten und Wahren ist, desto weniger kann es verletzen, wenn ich freimüthig noch einige Wünsche ausspreche, die mir Ruf's Büchlein übrig ließ. Erstlich wünschte ich für die ganze Abhandlung eine bestimmtere psychologische Grundlage. Die Grundlage des Gegensatzes von Geist und Natur wird durch Zeugnisse bestätiget, von denen die Einen den Gegensatz in dem Monismus aufstellen, wie Schelling, die Andern im Dualismus, wie die Güntherianer. R. scheint sich darüber nicht zu entscheiden, und doch wäre eine Bestimmtheit darüber von Wichtigkeit. Denn — zweitens: Eben in dieser Unentschiedenheit über die Grundlage finde ich die Erklärung für die Unbestimmtheit seiner Lehre über die Phantasie. Bald gehört sie ganz der Naturseite des Menschen an, bald ist sie Natur und Geist. Drittens: Wenn wir auch absehen von der wissenschaftlichen Grundlage, bleibt doch immer R.'s Parallelismus zwischen Verstand und Phantasie ein höchst parteiischer. Der Verstand hat ebenso seine Einseitigkeiten und Verkehrtheiten und wohl noch weit einschneidendere Schädlichkeiten als die Phantasie, wenn sie zur Phantasterei wird. Ein Beleg von dem Ungeheuerlichen gewisser Verstandesrichtungen ergibt sich (viertens) in Scribenten wie Vogt und Moleschott, und Consorten, und gerade mit dieser Clique möchten die „Delirien" in einem freundlichern Verhältnisse stehen, als ich es für die mit der Gesammtnatur des Menschen harmonische Wirksamkeit des Verstandes vereinbar finde: der Verstand auf diesem Reflexionsstandpunkte leugnet oder ignorirt das Vernünftige, und er löscht mit seinem Eishauche das heilige Feuer aus, dessen Fortlodern das Unterpfand der höhern Wohlfahrt ist. Fünftens: Von diesem Reflexionsstandpunkte

des Verstandes ist es nur eine Consequenz, daß die heiligen Visionen der Offenbarung in den Topf der Delirien geworfen werden, und wenn der Herr Auctor in einer Zeile uns seines Glaubens versichert, so sieht dieses mehr wie ein Hannibalspförtchen aus, als wie eine genügende Verwahrung gegen die Vermischung des Wahnsinns in der Phantasterei mit der Inspiration und Prophetie. — Mein lieber Sebastian schnupfte zuerst, während ich dieses sprach; dann zuckte er mit der Schulter; in Bälde aber wird er die Feder ergreifen, um diese Kritik niederzukritisiren. Aber seine Freundschaft und Liebe wird er mir deßhalb nicht entziehen. . . . Die Manifeste von Mailand und Venedig werden hier allgemein mißbilligt. Uebergriffe rufen nur Rückschläge hervor. Das Mittelalter ist vorüber. Jedes soll in seiner Art frei und selbstständig sich bewegen — Wissenschaft, Kunst, Staat, Kirche; Harmonie sei ihr Verhältniß. Diese Harmonie einzuleiten, ist die Aufgabe der Gegenwart: wann wird sie gelingen? Homines sumus. . . .

Rom den 18. Februar 1856.

— — Ich habe lang nichts mehr an die Allgemeine Ztg. eingesendet. Die Zeitungs-Correspondenz hat viele Mißlichkeiten. Das Interessanteste darf man selten veröffentlichen; man wird, wenn man einmal als Correspondent ruchbar geworden, auch für die Artikel Anderer verantwortlich; ja man gilt nur zu leicht als Complex der vorherrschenden Richtung des Blattes. Zudem setzt man sich bei größern Artikeln der Gefahr aus, einen Tag lang fruchtlos zu arbeiten. So hat die Redaction meine Erzählung der Reise des Papstes Pius VI. zum Kaiser Joseph II., die sehr viel noch unbekanntes Detail enthielt, nicht aufgenommen, vermuthlich wegen des zu grell katholischen und kirchlichen Colorites.

Was nun meine kirchliche Haltung anbelangt, so ist der Charakter meiner Denkungsart ein durchaus historischer geworden. Die zahllosen Monumente in Rom, besonders die Katakomben mit ihren Bildern und Inschriften, machten mir die Vergangenheit zur Gegenwart, und die heilige Schrift kömmt mir vor wie ein Document aus neuester Zeit. So ergeht es hier wohl gar Vielen. Die Anglikaner beriefen sich

für die gegenwärtige Fastenzeit aus England einen Prediger. Am Aschermittwoch füllte sich der Betsal vor der Porta del Popolo mit Herren und Damen. Der Prediger tritt vor, steht aber stumm vor der Versammlung mit sichtbarer Verlegenheit. Endlich kömmt er zum Worte. Mit zitternder Stimme beginnt er: Er wisse nicht, was thun, er befinde sich in keiner gewöhnlichen Verlegenheit; seit seiner Ankunft in Rom habe er sich fleißig umgesehen in Bibliotheken und Katakomben, bei den kirchlichen Funktionen und in Dingen der kirchlichen Regierung; dadurch sei ihm nun seine confessionelle Ansicht zerbröckelt und zerfallen, eine neue Ueberzeugung dränge sich ihm unaufhaltsam auf. Wenn die Versammlung es gestatte, daß er den Hergang erzähle und daß er dann fortfahre, freimüthig nach seiner Ueberzeugung zu sprechen, so wolle er es thun — sonst aber müsse er schweigen und abtreten. „Sprechen Sie! Sprechen Sie nach Ihrer Ueberzeugung!" rief die Versammlung. Und nun hält ein Anglikaner vor Anglikanern katholische Predigten. — Der gelehrte Piper von Berlin konnte in den Katakomben seine Verblüfftheit nicht verbergen. Als der junge Archäologe Rossi eine Inschrift las, fuhr er auf und wollte das Gehörte nicht glauben. Er legte sich auf den Boden, las im Scheine des Lichtleins, das er in der Hand hielt, die Inschrift des Grabsteines selbst nach und verstummte. Die Katakomben bezeugen, daß Petrus und Paulus dort hinterlegt waren; sie bezeugen, daß die Legenden und Kirchenberichte über die Päpste und Martyrer der ersten Jahrhunderte vollkommen richtig sind; daß im zweiten Jahrh. schon das Meßopfer im Wesentlichen verrichtet wurde wie jetzt; daß die geistlichen Aemter schon bestanden wie jetzt; daß die Heiligen damals schon angerufen wurden u. d. g. Kurz, die geschichtliche Wahrheit der katholischen Kirche als der ursprünglichen, apostolischen, erweist sich hier bis zur Evidenz. Die historische Ueberzeugung genügt mir für mein praktisches Leben gerade so, wie die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung: ich habe Gewißheit. Ich bin zwar auch im Heimathlande gläubiger gewesen, als den Berichten Sch zu Folge, mir manche Wohlwollende nachreden, aber ich suchte früher dem Glauben des Gemüthes durch Philosophie nachzuhelfen, und ich gestehe, daß ich nach langen Bemühungen zur Einsicht gekommen bin, daß ich wenigstens entweder auf

ein streng durchgeführtes philosophisches System, welches keine Zugbrücken und Strickleitern einschmuggelt, Verzicht leisten müsse, oder — auf den Glauben. Die historische Ausbildung der Glaubensüberzeugung war bei mir in zweiter Linie stehen geblieben: hier in Rom ist sie nun auf die Spitze meines Strebens vorgetreten. So viel ich an der geschichtlichen Wirklichkeit mir denkend aufklären kann, will ich mich gewiß rastlos bestreben; daß aber die Philosophie bei mir zum Adjectiv geworden ist, kann und will ich nicht in Abrede stellen. Rücksichtlich der Toleranz bin ich so gestellt, daß ich die katholische Glaubenslehre nach der kirchlichen Auctorität und Geschichte bemesse, nicht nach einzelnen Gelehrten, die da und dort auftauchen; an solchen Büchern, welche über Religion sprechen, unterscheide ich mit Rücksichtslosigkeit das Kirchliche und Unkirchliche, und den modernisirten Katholizismus halte ich für einen alterirten. Dagegen ehre ich wie früher, das gewissenhafte Streben nach Wahrheit auch im Irrenden, und ich halte die Meinung fest, daß ein solches Streben durch die Collision der Gedanken und Forschungen die herrlichsten Wahrheitsblitze hervortreibt, bis es sich in das Licht der Wahrheit endlich auflöst. Doch derlei Dinge brauche ich nicht zu schreiben: Du denkst Dir dieß und Aehnliches wohl ohnedieß von mir.

Also zu Concreterem! Ich habe wieder von Wien eine Begünstigung bekommen. Es kam nämlich an die Gesandtschaft der Befehl, in dem an unser Hospitium stoßenden Hause den dritten Stock und den vierten auf immer von der Anstalt in Pacht zu nehmen, und jenen „für den k. k. Rector der deutschen Nationalkirche“ zu einer decenten Wohnung zu adaptiren und auszustatten, den vierten Stock hingegen für Gäste aus Deutschland, welche nach dem Ermessen des Rectors aufzunehmen seien. Der Gesandte fügte noch die Bemerkung bei, ich solle in meinen Forderungen für Bauten und Möbel nur nicht zu modest sein: die Regierung wolle, daß die Wohnung eine stattliche sei. Wenn ich doch das Glück hätte, meinen lieben S. in dieser neuen Wohnung zu beherbergen! . . . . Nächstens wird Graf Brandis hieherkommen, wenigstens hat er mir in einem freundlichen Briefe seine Ankunft in Aussicht gestellt. Gäste kommen wohl gar viele, und ich lerne in Rom die Verhältnisse Deutschlands bis in

das Einzelne kennen, wie es in der Heimath nicht möglich wäre. Ich führe ein Tagebuch. Einen Jahrgang habe ich beisammen, den zweiten mit Neujahr begonnen. Da wird auch das Heimlichste niedergeschrieben, freilich nur flüchtig und beinahe nur mit Schlagwörtern. Ich sehe und höre mitunter doch sehr interessante Dinge, wovon ich Manches nicht einmal einem Freundesbriefe einverleiben darf. Ich machte vor mehrern Wochen bei Antonelli meine Aufwartung. Ich lenkte das Gespräch auf das Manifest des Erzbischofs von Mailand. Zu meiner Verwunderung billigte er dasselbe. Ich schwieg: zum Opponiren war keine Zeit mehr. — Der hl. Vater hat sich bei dem Msgr. Sylvestri, Präses unserer Verwaltungs-Congregation, barsch ausgelassen über den langsamen Gang der Sacra Visita der Anima. „„Der Kaiser von Oesterreich hat durch ein eigenhändiges Schreiben diese Commission mir anvertraut, und was geschah nun? Was geschieht?““ Sylvestri antwortete, der Rector Flir hat das mühesame Elaborat längst vollendet; es liegt bei Brunelli. „„Dunque lo vedrò!““ Das Copiren geht so langsam. Aber wie froh bin ich, daß man die Zögerung mir nicht zur Last legen kann. —

Rom den 15. April 1856.

— Warum liest man denn aus dem Ländchen im Gebirge gar so wenig in der „Allgemeinen?“ Warum wurde von den Abendvorträgen des Museums gar kein Bericht gegeben? Wie ist es doch Schade, daß Johannes (Schuler) seine klassische Darstellungsgabe in sich begräbt! — Die Abhandlung über das Schützenwesen und über Gewerbefreiheit in der Schützenzeitung flossen aus der Feder des Grafen Brandis. Se. Majestät der Kaiser, der mit Vorliebe diese verpönte Zeitung liest, habe an der ersteren Abhandlung ein lebhaftes Wohlgefallen gehabt. Graf Brandis studirt hier lateinische und spanische Folianten über die Regierungsart, welche einst im spanischen Amerika geübt worden. Er war voll Enthusiasmus über so Manches; aber nun ist ihm ein Eisklumpen in das Feuer gefallen; es stellte sich nämlich heraus, daß die katholischen Majestäten mit Strenge das Placetum regium festhielten und wie ein Kleinod wahrten. Brandis

machte ungeachtet seiner Begeisterung für die Societät Jesu ganz unbefangen dem P. Theiner einen Besuch und erhielt von demselben die beste Unterstützung seines Unternehmens. Er wird dem anonymen ersten Band, aus dem er mir einige hübsche Parthien vorlas, den zweiten Band vermuthlich mit seinem Namen folgen lassen. Er besucht mich ziemlich oft; manchmal gehe ich mit ihm spazieren.

Feßler hat heute erst seine Audienz bei dem hl. Vater. Man entschuldigt zwar diesen ungemein langen Aufschub mit der großen Menge der Fremden, deren Zulassung dringend sei. Ich vermuthe jedoch, es steckte einige Verstimmung des Staatssekretariats über Wien dahinter. Der erste Empfang war ein so lebhafter gewesen, daß man die Audienz fast am zweiten Tage schon hätte erwarten sollen. Se. Heiligkeit äußerte, als ich Feßler's Ankunft und den Zweck seiner Sendung meldete, eine große Freude, und als ich beim Abschiede um den Segen bat für mich und unsere Anstalt, setzte Pio IX. während des Segens die Worte bei: „„Anche per quel professore, che è arrivato."" — Der hl. Vater machte auch eine Erwähnung von dem Umstande, daß Benedikt XIV. der Taufpathe des Kaisers Joseph II. war und bemerkte: „„Ma quel pupillo non rese grandi diletti al buono patrino!"" Gerne hätte ich geantwortet: Io dunque auguro a Vostra Santità una migliore fortuna! — Der Artikel der Wienerzeitung hat hier sehr beruhigend gewirkt; mir erschien er als ein auserlesenes Beispiel der diplomatischen Sprache. Im Vatikan sagt man, Rom habe das Präsidium des Nuntius bei der Conferenz in Wien gar nicht gewünscht, um freie Hand zu behalten; aber Wien habe sich die Belassung des Nuntius bis zum Schlusse der Conferenz erbeten, damit er dieselbe leite. Man wünschte wohl in Wien, daß Viale daselbst bleibe, nöthigenfalls consultirt werde, — nicht aber, damit er präsidire. Hierin lag das Mißverständniß. Daß von römischer Seite ein Mißgriff geschah, liegt jedenfalls in dem Geständnisse des Card. Antonelli, der Nuntius habe die Ordre nicht verstanden. Freilich kömmt dabei der Umstand in Betracht, daß A. und V. Rivalen der Macht sind. . . . . Cardinal Reisach erzählte neulich die Art und Weise, wie Gregor XVI. am 13. Dez. 1845 den Kaiser Nikolaus empfing und behandelte. Lambruschini selbst

hat ihm einst den Hergang geschildert. Eben dieser Cardinal und noch ein zweiter hatten den Auftrag, den Monarchen zu begrüßen und einzuführen. Nikolaus nahm die ganze Wucht des äußern Ansehens zusammen, um im Vatikan Alles zu erdrücken. Er würdigte die Cardinäle keines Wortes, kaum eines Blickes. In dem Augenblick, wo er in den Audienzsaal eintrat, öffneten sich die Thürflügel, und Gregor trat ohne alle Steifheit und Ceremonie, heiter und traulich wie zu einem guten Bekannten auf Nikolaus heran und umarmte ihn mit den Worten: „„Ben venuto, Maestà! Mi è un gran piacere di vederla. Come si faceva il viaggio? Come sta di salute?““ — Diese Unbefangenheit überraschte den Czaren, und er fühlte sich gezwungen, seine starre Grandezza fallen zu lassen. Sie discurrirten nun freundlich. Gregor lenkte das Gespräch auf die religiösen Zustände, und endlich auf die Behandlung d. h. Verfolgung der Katholiken in Rußland. Nikolaus läugnete Alles rundum ab. Da fuhr Gregor in den Busen und zog einige Papiere unter der weißen Sottana hervor und entfaltete sie vor den Augen des Kaisers. Da erschrak der Czar und verlor die Fassung. Es waren seine Ukase: der Papst hatte sie über Odessa bekommen. Nikolaus stammelte wohl noch einige Ausflüchte und versprach genaue Untersuchung. Gregor appellirte an das Gericht Gottes: „„Ich werde bald vor demselben erscheinen — (er starb am 1. Juni 1846) — Ew. Majestät werden folgen, Gott wird über uns das Urtheil fällen.““ — Beim Abschiede küßte der Czar dem Papste die Hand. Beide Cardinäle waren während dieser Scene zugegen. Am Kaiserhofe in Wien wurde der Czar befragt: „„Wie haben Ew. Majestät den hl. Vater gefunden?““ — „„Gerade so, wie ich mir einen Papst dachte!““

Soweit mir bei den peinlichen Verhinderungen, die mir einen großen Theil meiner Lebenszeit rauben, Muße zu Studien übrig bleibt, lese ich unter Anderm die sehr umständliche Kirchengeschichte des Protestanten Schröckh, um so mit den Quellen bekannt zu werden, aus denen ich für die deutsche ausführliche Geschichte unserer Anstalt noch gar viel Materiale schöpfen muß. Ich gedenke nämlich drei Abtheilungen zu machen: In der ersten gebe ich den Text der Geschichte; in der zweiten die Urkunden nebst kritischen Notizen;

in der dritten möchte ich einige Biographien berühmter Männer, die sich um unsere Anstalt verdient gemacht, zusammenstellen. Aber zwei derselben kenne ich bereits von einer Seite, deren historische Darstellung sehr schwierig ist wegen ihrer grellen und berüchtigten Freimüthigkeit gegen Rom. — Lebe wohl und grüße mir Alle, denen es recht ist. Dich umarmt Dein alter Freund A. Flir.

Eben kam Feßler von der Audienz zurück. Se. Heiligkeit pries die hohen Tugenden des Kaisers, drückte die lebhafteste Freude über das Concordat aus, bemerkte jedoch, die Ausführung desselben werde noch mancher Schwierigkeit unterliegen — „„bei der consuetudo contracta, die Kirchengesetze nicht zu achten; bei dem herrschenden Vorurtheile der Büreaukraten, daß die Kirche sich in das Weltliche einmischen wolle; bei den Uebertreibungen Solcher, die gottlos seien. Ob der greise Bischof von Brixen sich wohl befinde? Ob er ohne Stab zu gehen vermöge?““ Dann war noch die Rede von Feßlers Mission. . . . .

Rom den 19. Mai 1856.

Innigst geliebter Freund! — Du hattest die Liebe, mich durch zwei Briefe zu erfreuen. Ich bin Dir dafür um so inniger verbunden, da Du von jenem engern Freundschaftskreise der Einzige bist, der mir offene Lebenszeichen gibt. Von den Andern höre ich nichts mehr, als daß bei diesem und jenem Anlasse eine herbe Kritik über mich ergeht. . . . . Dir und den Freunden danke ich für die mühsame Auswahl der neuen Büchersendung. Ich erwarte diese mit Sehnsucht. Meine alten trauten Bücher sind meine getreuesten Lebensbegleiter; wenn ich auch diese noch entbehren müßte, könnte ich es kaum verschmerzen. Und doch drohet mir diese Gefahr. Meine Augen werden auffallend schwächer, und bei nächtlichem Lesen fühle ich bald einen Anflug von Entzündung. Ich kaufe zwar dessenungeachtet noch manches neue Buch, aber oft beschleicht mich der Gedanke: Wozu? Das Lesen hat ja bald ein Ende! — Zu den liebsten Büchern, die ich mir in Rom anschaffte, gehört Humboldt's Kosmos, den ich eben seit einigen Wochen für abgerissene Viertelstündchen zur Lesung vorgenommen. Die Art und Weise, wie er die Natur

betrachtet, ist mir ein Muster auch für das Studium der Geschichte, Literatur und Kunst; nur ist es mir ein Bedürfniß, nicht mit dem Allgemeinen der Erscheinungen und mit dem Unveränderlichen des Veränderlichen abzuschließen, sondern durch Alles hindurch auf den persönlichen Gott zurück und hinauf zu ahnen. *) — Meine Liebe zu den Klassikern ist hier auf der klassischen Stätte natürlich noch größer geworden, und ich bedauere nur, daß ich diesen meinen Lieblingen so wenig Muße erübrigen kann. Ich war nun wieder mehrere Wochen hindurch mit Lesung düsterer Bücher beschäftigt und mit der Verfassung eines Berichtes darüber, der nicht nur den Cardinälen vorgelesen werden muß, sondern Sr. Heiligkeit selbst. Besorgt übrigens nicht, daß ich der Wissenschaft je auf das Genick treten werde: ich finde bei den Consultoren des Index selbst vorherrschend eine Achtung und Rücksicht für Gelehrsamkeit und Denken, wie ich nach dem Exempel der österreichischen Censoren nicht erwartet hätte. Alle überragt aber Pio IX., obgleich er vielleicht eben nicht ein Gelehrter von Profession ist, an einem liebreichen Hochsinne. Eben diese Milde und Liebe des kirchlichen Oberhauptes war so vorsichtig, die Günther'schen Akten den freisinnigsten Consultoren zuzusenden, bei denen sie noch zu liegen scheinen. Wenn man weiß, mit welchem Nachdrucke von Seite der vorragendsten deutschen Kirchenfürsten ein strenges Verfahren gegen die Günther'sche Philosophie gefordert wurde, so verdient die Ruhe und Umsicht, mit der man in Rom zu Werke geht, eine um so entschiedenere Anerkennung. Ob ich in dieser Angelegenheit auch noch betheiliget werde, ist ungewiß. Kann ich auch evident antikatholische Lehren nicht als katholische geltend machen, so würde ich mich doch bestreben, für das schonendste Verfahren aus kirchlich-politischen Rücksichten das Wort zu reden Kaum habe ich das Elaborat für den Index erlediget, so schob sich schon wieder ein anderes unter die Feder, indem aus der Geschichte der Anstalt ein Auszug zu machen ist für den neuen Botschafter und für die Mini-

*) Zum Herausgeber dieser Briefe äußerte sich einst der verewigte Flir über dasselbe Buch also: „Humboldt's Kosmos komme ihm vor wie ein Gast, der einen herrlichen Palast von oben bis unten durchstöbert, ohne dem Hausherrn auch nur einmal die Visitenkarte abzugeben."

sterien. Ich habe bei dem Grafen Colloredo so eben mit den vier Caplänen die erste Aufwartung gemacht. Er ist ein stattlicher, schlanker Herr von etwa 56 Jahren; seine würdevolle Einfachheit und Freundlichkeit, sowie seine edle, religiöse Gesinnung hat auf uns den besten Eindruck gemacht, und ich hoffe, die fortwährende Gunst dieses neuen Chefs mir zu bewahren. Ich hatte auch bei dem Grafen Esterhazy keine Ursache, mich zu beklagen. . . . . Wildauer's Recension über Schenach's Metaphysik in der Wiener Literaturzeitung werde ich leider kaum zu lesen bekommen, da ich diese Zeitung hier nicht zu finden weiß. . . . . Vorgestern machte ich mit dem lieben Franziskaner-Provinzial P. Joseph Cupertin und mit seinem Socius P. Justinian eine fast sechsstündige Spazierfahrt, zuerst nach S. Paolo, wo das Grab des Apostels ist, dann noch ein halbes Stündchen weiter alle tre Fontane, wo S. Paulus enthauptet wurde. Das Haupt rollte über einen Abhang, der noch sichtbar ist, und unter dem dreimaligen Auffallen entsprangen, wie die Legende meldet, drei Quellen. So nahe sie auch bei einander liegen, ist doch das Wasser einer jeden von verschiedenem Geschmacke. — Dann fuhren wir ostwärts durch einen Feldweg von der Via Ostiensis zur Via Appia, wo wir die Alterthümer besichtigten, und insbesondere vor dem hl. Leibe des S. Sebastiano für den schalkhaftesten aller seiner Namensträger beteten. Ich hoffe, daß diese verehrten Landsmänner wenigstens noch diese Woche in Rom bleiben. Heute haben sie Audienz bei seiner Heiligkeit. — Se. k. Hoheit der Großherzog von Toscana wünschte, als er die Anwesenheit des Verfassers der „Studien über das öster. Concordat" erfuhr, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen. Die Audienz war für den Hrn. Dr. Feßler ebenso ehrenvoll als interessant. — Die harten Worte, welche in Paris über Italien und den Kirchenstaat fallen durften, haben hier einen Eindruck gemacht, über welchen sich jeder aufrichtige Oesterreicher nur freuen kann. —

Rom den 16. Juni 1856.

Innigst geliebter Freund! — Die Beantwortung Deines betrübenden Briefchens vom 5. d. M. verschob sich um einige Tage, weil ich zur Zeit seiner Ankunft in der Campagna

war und am Sonntage hier keine Post geht. Der erste freie Augenblick des Montages wird nun ergriffen, um Dir, mein Geliebtester, meine innigsten Mitgefühle in Dein blutendes Herz zu gießen. Du bist in der That ein Mann der Leiden, und die Prüfungen, welche die Vorsehung Dir seit einigen Jahren auferlegt, haben sich bisher gesteigert. Obgleich ich nicht weiß, ob Deine Frau noch auf Erden leidet, oder den Kampf der Schmerzen bereits überstanden hat, so muß ich sie doch jedenfalls für Dich als verloren betrachten. *) Und wie groß Dein Verlust ist, weiß ich wohl selbst, aber Dein Schmerz hat dafür das rechte Wort gefunden. Daß dieser schöne, kräftige Organismus so früh zusammensinke — wer hätte es für möglich gehalten? Die heroische Ergebenheit und Geduld, welche die Leidende bewährte, hat mich nicht überrascht; denn ihr edles Herz war mir wohl bekannt. Deine Liebe war ihr ein erquickender Trost, und wenn ihre Liebe nur Deinen Schmerz steigern mußte, so tröste Dich durch den Gedanken, daß diese Liebe für Dich fortlebt. Der unvergeßliche Graf Sarnthein hat eine gewaltige Anziehung ausgeübt. Ist die Kette der Scheidenden nun geschlossen? Dich wird die Vorsehung gewiß noch lange auf Erden lassen.**) Du bist noch zu Bedeutungsvollem und Großem aufbewahrt, und gerade die Unglücks-Weihe und der geheimnißvolle Bund mit der Geisterwelt geben Dir jenen Charakter und jenen Ton, welche nothwendig sein werden für den, der für das Göttliche vortritt und für das wahre Menschenwohl. Du wirst betend, sprechend, schreibend, handelnd das letzte Stadium des Lebens zum Wege des Himmels machen. Darin allein wirst Du auch den einzigen Trost finden, der nach solchen Leiden noch kräftig genug und nachhaltig ist. Sebastian und ich werden mit getreuester Liebe Dir angeschlossen bleiben: und alle Drei wollen wir Eins sein. Die Unvergeßlichen werden geistig mit uns verbunden bleiben; in unserer Erinnerung wird ihr irdisches Erscheinungsleben oft sich wiederspiegeln, und während wir zu ihnen emporblicken, schreiten wir ihnen näher mit jedem Schritte. Jene lebensfrohe Heiterkeit, die so oft von unseren lachenden Gesichtern

*) Dr. Schuler's Gattin, Anna geb. v. Aigner, starb den 7. Juni 1856.

**) Schuler ist seinem Freunde Flir († 7. März 1859) nach wenigen Monaten im Tode nachgefolgt. Er starb den 12. Okt. 1859.

glänzte, ist für Dich und mich verschwunden; aber die Wonne eines gottgeweihten Strebens und Lebens blühet am schönsten im Schatten der Schmerzen.

Der im Eingang erwähnte Ausflug in die Campagna war eine Fahrt zu dem 30 Miglien entlegenen Wallfahrtsorte Gennazano im Südosten von Rom. Fürst Hohenlohe lud den Cardinal Reisach, den P. Theiner und mich dazu ein. Wir hatten eine päpstliche Equipage. Die Gegend ist paradiesisch, ein anmuthiger Wechsel von Flächen und Hügeln, Alles voll Leben! Doch die Bewohner sind nichts weniger als paradiesisch; das Haus der Febris scheint die Heimath der Meisten zu sein. Und an diesen dürren, bleichen Gestalten die Lumpen und Blößen der Armuth. Wir fuhren dicht bei Palestrina (dem alten Präneste) vorüber. Diese schauerlich merkwürdige Stadt dehnt sich an den niedersten Abhängen eines kahlen Hügels oder Berges aus, auf dessen Höhe eine Kirche mit einem Weiler steht. Gennazano liegt 8 Miglien südlicher; auf der Kuppe eines steilen Hügels enden die treppenartig aufsteigenden Häuser mit der Kirche. Hier starb im J. 1840 im Rufe der Heiligkeit der Augustinianer Belesini aus Trient; sein Leib ist noch jetzt unverwesen und weich, wie der eines Schlummernden. Von vielen Gebetserhörungen wird erzählt. Er ist bereits als „venerabilis“ erklärt und die Seligsprechung ist eingeleitet. Unser Caplan Dompieri (aus Trient) ist ein naher Anverwandter von ihm. — Die Seele der Unterhaltung war der Cardinal mit seiner unermüdlichen Frische, mit seiner unerlöschlichen Heiterkeit, mit seiner unversiegbaren, kenntnißreichen und freimüthigen Beredsamkeit. Ich war ein stummer Geselle: denn die Sommerhitze hat mir den Magen angegriffen; Brechreiz war die nächste Folge und nun gesellte sich eine anhaltende Kolik dazu. Pater Theiner spricht nicht viel: er diente uns aber als Zielscheibe manches Witzes, den er mit harmlosem Phlegma über sich ergehen läßt. Er ist mir lebhaft zugethan, besonders seitdem ich — ungeachtet bedeutender Hindernisse — in Wien erwirkte, daß der Kaiser nicht nur die Widmung des 2. Bandes der Annalen annahm, sondern auch noch einen Brillantring beilegte. Meine Verbindungen in Wien werden hier höher angeschlagen als sie sind; man sagt, der Rektor all' Anima habe den Gesand-

ten Esterhazy gestürzt. Das ist nicht wahr. Zu Lieblosigkeiten mißbrauche ich meine Beziehungen nicht. Der neue Botschafter Graf Colloredo behandelt mich mit großem Vertrauen und Wohlwollen. Er ist voll Eifer für die Wiederherstellung des deutschen Elementes bei der Botschaft und an unserer Anstalt. Für eine großartige Gestaltung dieser letztern hat die Vorsehung die maßgebendste Einwirkung in meine Hände gelegt; die Constellation ist wundersam günstig. Aber Mühe habe ich genug. Mit Unterbrechung dieses Brieschens habe ich eben wieder dem Botschafter ein deutsches Elaborat von 19 Bogen überreicht. Sehr vielen Verdruß erlitt ich durch die s. g. Bischofs-Wohnung. Dompieri, von Cardinal Schwarzenberg mit der Bauführung beauftragt, wurde von der welschen Partei der Congregation neckisch beirrt: ich mußte ihn decken. Andererseits ging er zu weit; ich mußte ihn reprimiren. Die Kosten ließen sich jedoch nicht mindern und ich hatte in dieser Beziehung keinen Auftrag und keine Verantwortung. Die Bischöfe wollen mitbezahlen und dann wären 10,000 Scudi ein Spaß für Oesterreich und Deutschland; aber Schwarzenberg ist fürstlich-stolz; er will durchaus Alles allein bezahlen. — Der würtembergische Gesandte in Wien, Baron Ow und der Stadtpfarrer Dannecker von Stuttgart, der des Königs besonderes Vertrauen genießt, sind angekommen, um ein Concordat abzuschließen. Das Concordat für das Großherzogthum Hessen ist gelungen.

Rom den 9. Juli 1856.

Innigst geliebter Freund!

Du könntest mich des Undanks zeihen, da ich Dir auf zwei Briefe so lange nicht geantwortet und für so große Gefälligkeiten noch nicht gedankt habe. Verzeihe mir den Aufschub in Anbetracht meiner hiesigen Verhältnisse. Meine Zeit wird mir hinweggenommen, und ich komme mir wie ein Mensch vor, der nicht mehr sich selbst angehört. Diese babylonische Sklaverei werde ich in die Länge nicht ertragen, und meine einzige Hoffnung ist nun nur noch die Pensionsruhe, die ich an mich reißen werde, sobald es möglich ist. Der Vormittag wird mir gewöhnlich größtentheils durch Besuche geraubt; nach Tisch schlafe ich eine oder zwei Stunden; meine

glücklichste Zeit ist die Nachtwache bis 12 Uhr, 1 Uhr, 2 Uhr. Diese Zeit der Ruhe und Freiheit ist eben jetzt wieder eingetreten, und ich widme sie unserer Freundschaft..... Schenach's Buch *) habe ich noch nicht zu Gesichte bekommen; wenn es Spithöver in seinen Verlag aufnimmt, werde ich mir es kaufen. Die Recension in der Allgemeinen ist eine ehrenvolle Anerkennung, obgleich sie zugleich beweist, daß diese metaphysischen Beweise den nicht überzeugen, der nicht schon Dasselbe glaubt: ob sie aber auch alle Gläubigen befriedigen werden, muß sich erst zeigen — ich wünsche es ihm von Herzen. Ich selbst unterscheide sehr zwischen Glauben und Wissen; selbst Rom gibt dem Wissen eine größere Anerkennung, als ich ihm geben würde, wenn ich bloß meiner eigenen Ansicht folge. Die Congregatio Indicis hat nämlich in Folge einer Anfrage des Erzbischofs von Paris ausgesprochen: Solche, die des Glaubens an die Offenbarung und an Gott entbehren, seien zuerst durch die natürliche Vernunft zu überzeugen, daß ein Gott sei, und daß die Seele des Menschen unsterblich sei. Die Apostel haben von dieser Brücke zur Offenbarung nichts gewußt, und soweit meine Erfahrung reicht, ist diese Brücke nur selten practikabel. Der hl. Paulus schreibt wohl, daß der Mensch durch die Vernunft aus der Welt ihren Schöpfer erkennen könne; aber er hat doch nie mit philosophischen Beweisen von Gottes Dasein und von der Unsterblichkeit der Seele begonnen, sondern er berief sich auf die großen Thatsachen und folgerte aus diesen einfach die Glaubenslehre. Für Gläubige steigerte er die Glaubenslehre zu einer tiefsinnigen Mystik, und dieser Weg allein scheint mir practikabel. — Görres sagte, die christliche Philosophie heiße Mystik. —

Unsere Anstalt war neulich wieder acht Tage lang in großer Bewegung. Wir beherbergten die Wiener Caravane. Sie bestand aus 25 Pilgern. Sie speisten auch bei uns. Die Geselligkeit war übrigens sehr gemüthlich. An Toasten und Tischreden hat es nicht gefehlt. Einer dieser Pilger, ein

---

*) „Metaphysik. Ein System des concreten Monismus." Von Dr Georg Schenach.

Pfarrer aus Friaul, hatte das Unglück, daß ihm zu Ancona sein Paß mit dem einer reisenden Gesellschafterin verwechselt wurde. Er setzte dennoch in dieser Metamorphose seine Reise fort, betete aber nichtsdestoweniger sein Brevier. — Erst bei der k. k. Botschaft in Rom wurde er durch einen neuen Paß entzaubert und in seiner Manneswürde all' Anima freudig begrüßt. — Von Würtemberg ist der k. Gesandte, Baron v. Ow, hier, um ein Concordat zu verhandeln. Der Stuttgarter Pfarrer Dannecker ist ihm an die Seite gegeben, ein verständiger, lieber Mann. Er speist öfter bei uns. Ich machte ihn auf manche Eigenthümlichkeiten Rom's aufmerksam, zu seiner Darnachachtung. So sagte ich ihm unter Anderm: Hüten Sie sich allein auf abgelegenen Wegen zu gehen, besonders Abends; wenn zwei oder drei Herren Sie fragen, wie spät es sei, so ziehen Sie ja nicht die Uhr hervor, sonst müssen Sie Uhr und Börse abliefern, wenn Sie Dolchstiche vermeiden wollen. — Der gute Stadtpfarrer stutzte über diese Erinnerung. Aber was geschieht? Gestern Abends spaziert er den Janiculus hinan zur Franciskaner-Kirche St. Peter in Montorio, wo der Apostel, wie die Legende des Ortes versichert, gekreuziget worden. Plötzlich steht ein Mann vor ihm und ein zweiter hinter ihm, und der erste fragt: „„Che ora, Signore?"" Der Stadtpfarrer gedachte jetzt der heilsamen Warnung und gab zu verstehen, daß er keine Uhr bei sich habe. Da sahen sie den Forestiere verächtlich an und gingen des Weges weiter. — Die würtembergische Verhandlung wird vermuthlich einen guten Ausgang nehmen, denn der Cardinal Reisach wurde von Seite Sr. Heiligkeit mit diesem Geschäfte betraut. Der Cardinal kennt die kirchlichen Verhältnisse Würtembergs ebenso gut als die Gesetze Roms, er ist also von Seite der Sachkenntniß der beste Vermittler und sein Herz ist auch in Rom noch wahrhaft deutsch. Die eigentlichen Canonisten des Staats-Secretariats sind die Cardinäle Santucci und der Studien-Minister Cardinal Brunelli, aber die deutschen Verhandlungen scheinen nach und nach sämmtlich dem Cardinale Reisach zugewiesen zu werden.

Prof. Feßler macht sehr viele Aufwartungen und bekömmt alle erwünschten Aufschlüsse und Hilfsmittel. Auch für seine Ausgabe der Werke des Cäsarius macht er eine

gute Ausbeute. Seine Thätigkeit ist unermüdlich, obgleich uns seit mehrern Wochen der heißeste Sommer anglüht. Anfangs August will er uns verlassen. Mir ist es leid, diesen lieben Gast zu verlieren. — Heute Abends reiste der hochwürdigste Bischof Athanasius Zuber, apostolischer Vicar zu Patna in Indien, ab. Er ist von Wien gebürtig, wurde im J. 1848 als Capuciner zum Priester geweiht, ging im J. 1850 in die Mission nach Indien und wurde wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften schon im J. 1854 zum Bischofe consecrirt. In Geschäften kam er hieher nach Rom und führte dieselben ungeachtet großer Schwierigkeiten zum glücklichsten Resultate. Gestern wurde er von Sr. Heiligkeit im Quirinal gegen eilf Uhr Nachts (die Audienzen dauern oft bis 1 Uhr früh) huldvollst empfangen und mit einem Kelche beschenkt. Ich hatte oft Gelegenheit, mit dem jungen Missionsbischofe zu conversiren. Es war sehr interessant, seine Schilderungen der indischen Zustände anzuhören. Mit der englischen Regierung ist er seinerseits sehr zufrieden, da sie mit Energie die öffentliche Sicherheit und polizeiliche Ordnung aufrechthält, und sich in geistliche Angelegenheiten nicht einmischt. Er weissagt jedoch den Engländern in Indien keine lange Dauer. Die Eingebornen werden sich ihrer Uebermacht immer mehr bewußt, und das weite Land wird von russischen Emissären durchstreift. Das Haupthinderniß der Bekehrungen liegt in der disputationssüchtigen Scheincultur der Brahminen und in den kläglichen Folgen des Ausschlusses von der Kaste. Akatholische Missionäre, besonders Anglicaner und Anabaptisten, haben ungeheure Geldmittel zur Verfügung; auch zeichnen sie sich durch Gelehrsamkeit aus. Dessenungeachtet ist ihre Wirksamkeit ziemlich erfolglos. Die katholischen Missionäre schmachten in Armuth, sind viel zu schwach an Anzahl, und werden von ihren christlichen Gegnern oft boshaft verfolgt. Sie predigen indisch und englisch und befassen sich im Verein mit europäischen, namentlich deutschen Klosterfrauen mit Kindererziehung. Der hochw. Bischof Athanasius wird etwa am 20. Julius zu Innsbruck ankommen, und er hofft von der weltberühmten Frömmigkeit der Tiroler milde Beiträge zu seinem apostolischen Unternehmen. — Zum Andenken hinterließ er mir ein chinesisches Besteck: ein langes, dolchartiges Messer, das mir treff-

lich dient zur Aufschneidung von Büchern und Zeitungen, dann drei elfenbeinerne Stifte, wie lange Haarnadeln. —

Rom (ohne Zeitangabe:)

Theuerster, innigst geliebter Freund! — Ich nehme an, daß Du und S. beisammen im idyllischen Achenthal seid. Mein Brief an Dich ist also auch ein Brief an ihn, und er wird gerne diese Zeilen als eine Antwort auf sein werthestes Schreiben vom 5. d. Mts. gelten lassen. — Die Wundergabe der Phantasie lernt man erst in der weiten Entfernung von dem, was man so gerne sehen möchte, schätzen und würdigen, und wenn etwa diese Phrase in meinen Briefen öfter wiederkehrt, so diene Euch dieß nur zum Beweise, wie tief ich diese Wahrheit empfinde. Wenn ich aber auch dort wäre, wohin ich mich sehne, so würde ich mit ähnlicher Träumerei die Stelle mir vergegenwärtigen, die ich verließ. Es ist mir überall zu eng und nur die Welt der Phantasie gewährt mir wenigstens zum Scheine jene vielseitige Gegenwart, die mir ein Bedürfniß geworden. Achenthal dehnt sich so klar vor meiner Seele aus, daß ich es zeichnen könnte; jene Personen, die ich zu sehen wünsche, erscheinen mir wie in nächster Nähe; ich sehe — ja — ich höre Euch! — Daß ich aber ferne vom Achenthal bin, daran erinnern mich die Schweißtropfen, die selbst in der Nacht noch aus meinen Haaren fallen. Seit etwa zwei Monaten haben wir eine drückende Hitze: in der Sonne 40 Grade und darüber, im Abendschatten nach Untergang der Sonne 30 Grad. Mein bestes Mittel dagegen ist der nachhaltige Rest meiner Körperskraft, Vermeidung jedes weiteren Ganges im Sonnenschein, Enthaltsamkeit im Essen, Mittags und beim Abendmahle eine Foglietta guten Weines mit einer Flasche Wasser. Ich ließ nun auch ein Badestübchen einrichten; aber mit Wasser allein ist mir schwerlich viel geholfen. —

In meinem letzten Brief an S. habe ich meiner Ungeduld einen Ausbruch gestattet; das Mittel gegen das Uebel, das sie veranlaßte, ist nun auch wieder gefunden: ich schließe mich ein. O wie wohl ist mir, wenn ich weiß, Niemand könne mich stören. In Fällen, wo Dringlichkeiten vorkommen, klopft der Diener an die Mauerwand. Ich werde wohl

auch so noch oft unterbrochen; doch ist's erträglich. Meine Stellung hat zwei Seiten: eine heitere und eine ernste. Wozu ich eigentlich geboren war, sehe ich jetzt erst ein; ich bin zu einem Wirthe wie geschaffen, und wenn irgend eine Eigenschaft mir einen Namen macht, so ist es lediglich meine Wirthsqualität. Gestern verließen uns sieben ungarische Professoren von Tyrnau, welche acht Tage lang meine Gäste waren. Zum Abschiede ließ ich Capri-Wein aufstellen und sagte ein Lebewohl. Da erhob sich einer der Ungarn und hielt eine, offenbar einstudirte, lateinische Dankrede, worin der Passus vorkam: „Bonitas tua omnes geometriae fines excedit.“ Ich frage, wo in aller Welt bekömmt ein Wirth von seinen Gästen, die doch ihre Zeche bezahlen, solche Complimente? Während die sieben Ungarn abzogen, traten drei Ungarn ein, zwei Professoren und ein Pfarrer. Zugleich bleiben drei Herren aus Mainz ein Vierteljahr bei uns: der Generalvikar Lennig, ein heiterer, gutmüthiger Mann; der bekannte Historiker Professor Riffel, ein Exemplar deutscher Gemüthlichkeit und Biederkeit, und der Canonicus-Regens Moufang, ein junger Mann, Neffe des Ersteren, geistreich und witzig und liebenswürdig. Feßler hat uns am Mittwoch verlassen und wird heute in Wien angekommen sey. Ich habe ihn hier erst genauer kennen gelernt; er hat eine immense Gelehrsamkeit und das edelste Herz. Nie trat eine Trübung in unser Beisammenleben; wir conversirten in der herzlichsten Weise und ich bin gewiß, daß er mir in Wien noch manchen Liebesdienst leisten wird.

Und eines guten Wortes werde ich wohl noch oft bedürfen, so huldvolle Gönner ich auch dort habe. Ich habe ihm sogleich die Commission aufgebunden, darauf hinzuwirken, daß die Regierung den Rückstand der Unkosten für den Bau der Bischofswohnung bezahle: 7000 Scudi. Der gute Cardinal Schwarzenberg hat zwar den Willen, zu bezahlen, aber nicht die Barschaft. Zudem schwankt er, ob er eine Contribution der übrigen Bischöfe gestatten dürfe, ohne seiner fürstlichen Ehre zu nahe zu treten. Er allein oder der Episcopat soll der Regierung die Auslagen ersetzen; aber die Regierung soll den Vorschuß machen.

Eine andere Angelegenheit ist die Reform. Der Cardinal Brunelli läßt die Akten liegen, und ich bin nun der

festen Ansicht, daß darin ein Plan steckt. Man will dem Hofe von Belgien nicht vor den Kopf stoßen. Ich bin nun entschlossen, ohne Sacra Visita und ohne die päpstliche Beihülfe die Reform durchzusetzen. Erstlich lasse ich von Wien den Auftrag kommen, daß die Congregation mehrere Mitglieder aus dem übrigen Deutschland aufnehme; so werden wir Deutsche die Majorität bilden. Inzwischen betreibe ich die Wiedererweckung der eingeschlafenen Confraternität, die uns Gönner und Geld verschafft. Dann — mittelst der deutschen Majorität wird ein Priester-Collegium errichtet und die Finanzen werden unter eine andere Leitung gebracht. Die Welschen bezahlen welschen Arbeitern enorme Summen ohne Anstand; die Ersparung wird ins Große gehen. Ein Beispiel: das welsche Regime zu Campo Santo setzte einen Tarif fest, nach welchem der Maurer für eine Arbeit, die dann vom deutschen Regime mit 5 Scudi bezahlt wurde, 36 Scudi erhielt. Du kannst Dir leicht vorstellen, daß eine solche Emancipation von welscher Tücke nicht ohne Widerstand durchgesetzt werden kann. Doch wird es mit Gottes Hülfe gelingen! — Wenn nun auch die Sacra Visita sich gar nicht rührt, so gewinnen wir nur dabei; denn faktisch sind nur wir Deutsche im Besitze der Anstalt und die Niederländer, denen wir gerne etwas Billiges gewähren würden, bekommen deßhalb gar nichts, weil Antonelli und Brunelli ihnen nicht wehe thun wollen. Das sind Politiker! Du wirst Dich wundern, wie ich denn, da doch unsere Anstalt eine deutsche ist, Ungarn aufnehme. Der Kaiser bezahlt in dem Bischofshause den Pacht für den dritten und vierten Stock. Ich soll dort eine anständige Wohnung bekommen und nach meinem Ermessen Gäste aufnehmen. Es ist billig, daß ich in Zimmer, die der Kaiser bezahlt, kaiserliche Unterthanen aufnehme. Diese Zimmer liegen außer dem Hospitium. — Gott im Himmel, mit diesem Erdenquarke fülle ich einen Brief an einen Freund, dessen Herz nur an meinem Herzen pulsiren, nicht aber an diesem Frost des gemeinen Lebens sich noch mehr erkälten will! Und doch glaube ich — liegt irgend eine Befriedigung in dieser Darstellung meiner sachlichen Lage für Euch. Ihr wollt doch meine Verhältnisse wissen. So beiläufig sind sie. — Wie meine Stellung zwei Seiten hat, so auch meine geistige Beschäftigung.

Denn diese ist erstlich eine sehr dürre, indem ich für meine begonnene weitläufigere Geschichte der Anstalt die eingeschriebenen Namen des alten Bruderschaftsbuches (1463—1653 beiläufig) copire, mit unermüdlichem Sylbenstechen, worin ich aber bereits einige Uebung habe. In der Nacht — von 10—12 oder 1 Uhr — was thue ich da? Gewöhnlich mache ich Verse! Ich mache Legenden, besonders römische; es drängen sich aber auch andere Themata auf. In der übrigen freien Zeit schreibe ich Briefe, lese Zeitungen, schreibe dann und wann ein Artikelchen; meine Hauptlektüre ist gegenwärtig Wisemans „Zusammenhang der Wissenschaften mit der Offenbarung.“ .... Deiner Dahingeschiedenen gedenke ich täglich. In meinen seltsamen Phantasien erschien sie mir dreimal; in drei Stadien der Läuterung. Das drittemal lächelte sie mich heiter an. Was sagt R. zu meinen Hallucinationen. Es werden wohl nur Ahnungen in Bildern sein; aber sie sind nicht willkührlich. Sie sind auch jetzt viel seltener.

Rom den 10. September 1856.

Theuerster Freund!

Wenn ein Kriegsmann mitten zwischen dem Kanonendonner noch flugs ein Briefchen der Freundschaft schreibt, so ist dieser Pulvergeruch ein Duft, der dem Empfänger nicht nur in die Nase steigt, sondern tief zu Herzen dringt. — Die Anwendung hievon auf Dein Werthestes vom 30. v. M. ist keiner Erklärung bedürftig. Daß Du standhaft auf Deinem Posten geblieben bist, *) muß ich mit voller Anerkennung des Opfers loben, obgleich ich meine Billigung kaum zu wiederholen vermöchte, wenn ich dadurch zum Opfer gezwungen würde, bis zum Wiedersehen in der Ewigkeit auf Dich Verzicht zu leisten. .... Doch meinen lieben S. würde ich selbst durch Naturgesetze mir nicht ganz entreißen lassen: ich würde in stiller inniger Erinnerung aus dem Dunkel vor meinen geschlossenen Augen Dein Bild immer klarer und leibhaftiger hervortreten sehen: Du würdest mir recht oft gegenwärtig,

*) Der Freund, an den dieser Brief gerichtet ist, hatte eben dazumal eine bedenkliche Krankheit glücklich überstanden.

und wenn Deine himmlische Abstraction Dir noch gestatten würde, auf mich Erdenkind herabzuschauen, so würdest Du durch die Wahrnehmung dieser Thorheit in Deiner seligen Wahrheit und Klarheit nicht gestört werden. Freund, ohne Schwärmerei ist mir das Leben schal und kahl! Daß aber dies Phantasie-Träumen nicht excessiv werden darf, da ist Dein Mahnruf bei J. und bei mir vollkommen berechtigt. Ich habe dem lieben J. nach ersichtlichem Widerstreben, erst in einem Postscriptum meine Schaugebilde eingestanden: ich that es, um mit Wenigem ihm meine Sympathie zu beweisen, denn ohne lebhaftes Gefühl hat man solche Wachträume nicht so leicht. Aber als der Brief wie ein Pfeil der Sehne entflogen war, wurde der Gedanke in mir vorherrschend, daß ich eine Uebereilung beging. Denn ich besorgte, den zarter gebauten Freund in einen Magiekreis hineinzuziehen, dessen Gasart seine Nerven allzudrastisch afficiren könnte. Und doch tröste ich mich jetzt wieder, denn vielleicht ist ihm gerade dieß ein heilender Trost, daß die Visionspoesie (die moderne Poesie ist meistens nur Form und Schein; den alten Hellenen war das Wirklichkeit, was vor ihre Phantasie trat) die Prosa der Wirklichkeit überwindet und daß — Pirithous mit Theseus bis in den Hades geht.....

Jetzt kehre ich aber meinen Thyrsusstab um und schlage Deine Schwärmerei mit dem dürren Schafte todt. Ich sei primo loco zum Bischofe von B. vorgeschlagen! Wie könnt Ihr Angehörige der B.'schen Diöcese einen solchen Schreckschuß Euch beikommen lassen? Ja, es war wohl bei guten Herren, die mich zu wohlwollend beurtheilen, in Wien und anderswo die Rede von mir. H. schrieb an F. hieher, die Wahl drehe sich um G. und mich. Von Wien kamen an F. wiederholte Nachrichten, man habe mich nebst G. in petto, und von Wien aus selbst schreibt er mir, es bestehe in Wien für mich eine starke Partei. Ich ermächtigte ihn zur Erklärung, daß ich dringend bitte, mich aus dem Spiele zu lassen. Mir scheint, die ganze wohlgemeinte aber mir sehr unwillkommene Agitation zu diesem Vorschlage geht von dem Erzbischofe von — und vom Bischofe von — aus. Ich habe aus Wien von guter Quelle längst die Versicherung, ich sei in Rom derzeit nicht wohl entbehrlich; man werde aber hier für mich bedacht sein. — Ich wünsche

mir keine andere Stelle mehr, als die, welche ich inne habe. Wenn ich manchmal unzufrieden und ungeduldig bin, so kömmt dieß nur von zufälligen, vorübergehenden Umständen her. . . . .

Rom den 24. Sept. 1856.

Innigst geliebter Freund! — Dein Brief war hamletisch-melancholisch! Ich fühlte Deine Leiden innig mit. Ich wünschte mich an Deine Seite. Dennoch war ich säumend mit der Antwort. Vergib es wegen der Umstände, die mich nur zu sehr der Muße und Freiheit berauben. Zudem war ich einige Zeit her ungemein verstimmt und abgespannt. Ich muß hier allerlei Balgereien bestehen. Verdrießlichkeiten wirken allzustark auf meine Nerven. Ich werde immer empfindlicher. Wenn nicht die Religion mich bändigte, so würde ich oft ungestüm und wild. Leider reißt mir manchmal der goldene Zaum. In solchen inneren Kämpfen und unter solchen äußeren Störungen findet sich nicht so leicht ein Stündchen zu einem lauteren Herzens-Ergusse. Sehr oft drängt sich jedoch mitten unter allen Geschäften die Frage auf: „Wie geht es wohl jetzt dem lieben J. . . ? Legt sich der Schmerz? Erholt er sich von diesem fürchterlichen Paroxysmus? Ergibt er sich ruhiger in Gottes unergründliche Fügung? Kömmt endlich auch hier seine Parole zur Geltung: Resignation?" Auch Dich, mein Lieber, bändigt und beschwichtigt nur die Religion. — Willst Du aber ihren Trost fühlen, so philosophire nicht zu viel darüber. Wer Durst hat und des Trunkes bedarf, analysirt nicht erst lange das Wasser. Du bedauerst vielleicht meine Apathie oder Antipathie gegen das Philosophiren. Aber ich will Dir genauer sagen, wie ich es meine. Es gibt ein Philosophiren, wo man nach Ueberzeugung ringt. Diese Periode haben wir sattsam durchgemacht. Wir sind nicht im Stande, uns selbst zu belehren. Wir müssen lernen, wir müssen, wie bei unseren übrigen Gewißheiten, so auch für die Gewißheit des Ewigen, uns an die Erfahrung wenden. Gewißheit gibt die Geschichte, der Lehrer ist der Gottmensch und der Commentar ist die Kirche. Aus dieser frischen Quelle laß uns trinken mit den Kindern und mit dem Volke. Die Lebenskraft, die wir dadurch in uns aufnehmen, will vor Allem durch Gehorsam

und That sich erproben; das Denken wird nach und nach in neuer Weise aufschimmern, wie der Silberblick des geschmolzenen Metalls, wie die Blüthe der Pflanze. Wie der Gedanke zu früh eintritt und grübelt, wird er zum Wurme, der das Wachsthum hemmt und das Mark frißt. Ich ehre die Philosophie so sehr, daß ich mich noch zum Philosophiren für unreif halte. Ich philosophire nur sporadisch, nur dann, wo ich wonnig die geglaubte und gefühlte Wahrheit noch genauer zu betrachten beginne. Hiezu komme ich nur selten und nur in flüchtigen Momenten. Die Philosophie, die ich jetzt anstrebe, ist bei mir noch epigrammatisch. Mein Studium ist jetzt der Glaube und der Gehorsam. Der Glaube hat sich gefestigt; der Gehorsam ist noch in der Durchbildung begriffen. Ob ich zum Philosophiren noch auffli mmere, bevor ich untergehe, weiß ich nicht. Ich kümmere mich wenig um die Gewohnheit und alltägliche Meinung. Man mag loben oder schelten: ich schwimme, wie ich eben durchzukommen hoffe. Ich sehe auf das, was mir nöthig ist. Suae quisque fortunae faber. Es mag sein, daß in Dir ganz andere Bedürfnisse walten. Ich mache mich ja nicht zur Norm für Andere. Ein Jeder strebe in seiner Weise. Aber vertraue mir, Trauter, Deinen inneren Lebensgang. Es ist mir eine Freude, ihn zu betrachten. Ich glaube auch, daß dieses innerste ungesehene Gebiet die Sphäre des wahren Freundschaftsverkehres ist. —

Meine Lectüre sind seit einiger Zeit die Psalmen und der Brief an die Römer. Für jene benütze ich die kurzen, großentheils sehr brauchbaren Noten Allioli's, für die Epistel Pauli ziehe ich den gediegenen Commentar des Piconius bei. Wisemans gelehrtes Werk „Zusammenhang der Resultate der Wissenschaft mit der Offenbarung" habe ich vor zwei Tagen zu Ende gelesen. Ovids Fasti sind mir eine lehrreiche und angenehme Archäologie und Mythologie. Die antiken Klassiker bleiben mir unentbehrlich. Der alte Rhoden verehrte mir neulich den Jakob Böhme. Dieser philosophische Schuster könnte mir noch gefährlich werden. Die naturwüchsige, aus dem Leben sprossende Philosophie dieses genialen Mannes ist für mich ein Reiz, der mich „überreizen" könnte. Rhoden malt nichts mehr; aber sein Sohn ist ein tüchtiger Historienmaler. Viel-

leicht gebe ich in Bälde über Vater und Sohn einige Zeilen in die Allgemeine. Cornelius kehrte vor einigen Tagen von Frascati aus der Sommerfrische zurück. Seine Frau kränkelt; möglich, daß ein Brustkrebs sich entwickelt. Dieß wäre für den alten Mann ein schwerer Schlag. Der Tod des Dr. Emil Braun wird ihn auch tief erschüttert haben. Braun war täglich bei ihm. Cornelius sättigte sich gerne an der Bewunderung, die dieser ihm reichlich spendete. Wie erhaben ist Overbecks schlichte Ruhe gegen den reizbaren Ehrgeiz des durch allen Ruhm noch nicht befriedigten Cornelius! Doch hat auch in diesem eine Verklärung des innern Lebens — ich meine hier — des religiösen sich entwickelt; er ist voll des Glaubens. Aber seine feurige, heftige Natur hat noch nicht das rechte Maß. Vielleicht wird es von ihm auch nicht so genau gefordert. Seine Freude am Lobe des simpelsten Menschen kam mir manchmal als Zeichen von Bescheidenheit vor. Denn wer noch so sehr auf äußere Beistimmung sieht, scheint von seinem Werthe noch nicht genugsam überzeugt zu sein. Aus Zorn gegen Kaulbach componirt er jetzt Scenen aus Macbeth. Er thut noch geheim mit diesen Blättern; er versprach mir jedoch auf einem Spaziergange, sie mir zu zeigen. Er sprach bei dieser Gelegenheit sehr geistreich über jene Tragödie, er sagt: nur ein Katholik könne sie verstehen. Mir scheint aber, der Katholicismus des Cornelius ist durch den Haß gegen die Berliner sehr gesteigert worden. Selbst seinen lieben Braun ließ er den Protestantismus manchmal bitter empfinden, z. B. durch die Aeußerung: „Warum Schelling zu keiner entschiedenen Ueberzeugung gelangte? Weil er nicht katholisch wurde." Dr. Braun war ein pietistischer Schellingianer. Er that bei katholischen Frauen sehr fromm, und sie versicherten mich seiner besten Gesinnung. Wirklich scheint es, daß er als Katholik gestorben ist, obwohl er als Protestant begraben wurde. Denn er ließ den Jesuitengeneral zweimal zu sich rufen; der weise Pater sprach geheim mit ihm, und las ihm Gebete vor. Ich habe mit Braun nur zweimal gesprochen; es zeigte sich keine Wahlverwandtschaft zwischen uns. Wahrscheinlich war ich ihm zu derb und zu herausfordernd. Ein öfterer Umgang würde uns vielleicht angenähert haben. Ich ehrte ihn gewiß mehr als er meinte. Er war ein Mann

von vielseitigem, großen Talent und von rastloser Thätigkeit. Sein Fehler war wohl der Mangel an nothwendiger Concentrirung. Ihn mit Winckelmann zu vergleichen, ist eine Absurdität. Braun war ein geistreicher Compilator: mehr nicht. Winckelmann war ein Orginal-Genie. — Den Gregorovius habe ich noch nicht kennen gelernt. Graf Perez aus Verona, der mit ihm und mit mir viel verkehrte, ist aber in die Congregation der Rosminianer eingetreten — trotz meiner Warnungen. Obgleich ich eine Leidenschaft für Einsamkeit nähre, werde ich doch in immer neue Verbindungen gezogen, dieß mag für mich heilsam sein. Gestern kam der liebe, biedere Bischof von Speyer mit sechs geistlichen Begleitern hier an. Ich führte sie heute den ganzen Tag in der Stadt um. — Daß mein Protector-Cardinal Brunelli — wahrscheinlich in Folge römischer Intriguen — als Bischof nach Ossimo versetzt wird, weißt Du wohl bereits. Aber in dieser kritischen Zeit hat mir die Vorsehung schon wieder eine andere Stütze geboten: Viale Prelà. In Wien behandelte er mich kalt, hier mit großer warmer Huld. Ich hoffe jetzt Alles durchzusetzen. Gott gebe es.

Rom den 16. Okt. 1856.

Theuerster, innigst geliebter Freund! — Wie finde ich Worte, um Dir meinen Dank auszudrücken für Deine beiden Briefe und für alle sonstige Bemühung! Dein erster Brief hat mir zugleich die Besorgniß vom Herzen genommen, die mich, obgleich eine Stimme der Ahnung mich zu beruhigen suchte, doch fort und fort drückte. Wie dankte ich Gott, daß Du uns erhalten bliebst! Obgleich an viele Resignationen gewöhnt, hätte ich diesen Schlag nur mit Stöhnen ertragen.

Dr. B. verweilte vier Tage in Rom und ist gestern Abends nach Neapel abgereist. Ich bedauere jetzt beinahe jede Gefälligkeit, die ich ihm erwiesen und jede Stunde, die ich ihm geopfert. Die herbe Kritik gegen Schenach kann übrigens bei allen Denen von keinem Gewicht sein, welche wissen, daß die philosophirenden Mitarbeiter der Wiener Kirchenzeitung Güntherianer sind. Mein Mitleid für die Günther'sche Schule schwindet mir völlig ein, wenn ich sehe, daß sie noch in der letzten Stunde von ihrem Hochmuthe und ihrer Intoleranz nicht ablassen. Wahrlich,

diese Wissenden würden eine Tyrannei über jeden Andersdenkenden üben, die immer unerträglicher würde. Ihre Demüthigung wird nicht bloß von der Orthodoxie gefordert, sondern zugleich von der Freiheit der Wissenschaft. Gib den Verfechtern Schenachs diesen Wink, wenn sie etwa von der gar nicht bestehenden Auktorität der „Wiener Kirchenzeitung“ geblendet sein sollten. Daß den Güntherianern jede selbstständige Philosophie, die nicht ihrem Banner folgt, als Feind gilt, wußte ich vorher. Daß sie aber unter ihren gegenwärtigen Verhältnissen auf Schenach's „Metaphysik“ öffentlich losschlagen werden, habe ich nicht erwartet. Desto mehr erbittert es mich. Wenn diese Kritik unserem Freunde Pantheismus und dessen Consequenzen vorwirft, so kann dieser Vorwurf nur ein erkünstelter sein. Bei den Güntherianern ist ja am Ende jeder ein Pantheist, der noch an die wesentliche und nicht bloß potentielle Allgegenwart Gottes glaubt! So ist auch die katholische Kirche pantheistisch. Der Ausdruck „concreter Monismus“ wird vermuthlich als Schibolet herhalten müssen. Ich halte diesen Titel für einen Mißgriff. Den concreten Monismus vertritt nach meiner Ansicht der jüngere Fichte und sein Freund Carriere. Von diesem Letztern las ich neulich ein Werk. Er hält die Eine Substanz fest, sucht aber die Persönlichkeit Gottes zu retten. Das ist Monismus und zwar ein concreter. Schenachs Monismus ist nur ein formeller; wenn man ihn in seinem Sinne nimmt, kann von Pantheismus deßhalb noch keine Rede sein; aber der Ausdruck war gewagt und ich hätte ihn mißrathen. Die Feinde werden damit Mißbrauch treiben.

Wir haben hier beide Häuser voll Gäste und ich komme kaum zu Athem. Der Bischof Weis von Speyer ist ein ehrwürdiger, liebreicher Mann. Es ist erquickend, mit ihm zu conversiren. Die deutsche Denkungsart lernt man erst in der Fremde und besonders in Rom wahrhaft schätzen. Die deutsche Bildung ist mir in der Gegenwart das, was das hellenische Genie in Kunst und Literatur. In Rom ahnen wohl Einige diesen Vorzug. Viale Prelà ist von und für Deutschland ganz begeistert, und er spricht privatim und öffentlich diese seine Gesinnung aus. Er will seine Diöcese deutsch organisiren. Etwas Aehnliches thut wohl dem Regimente im Großen noth. Rom muß sich an Deutschland

auffrischen. Dieser Proceß wird leider allzulangsam vor sich gehen. Ich erlebe wohl nichts Erhebliches mehr, außer — wenn Viale Prelà hier an's Ruder gelangt. — Da wir so viele gelehrte Herren bei Tische haben, so wird fast jedesmal disputirt. Der dem lieben (aber schweigsamen) Johannes wohlbekannte Domprobst Thinnes unterbricht manchmal mit einem derben Sarkasmus die Gespinnste der Subtilitäten. Mainzer Witze streuen ihren Pfeffer auf manche gelehrte Schalheit. In Summa — ist es sehr lebendig und unterhältlich bei uns, und oft hört man den Ausruf: „„Hier mitten in Rom ist Deutschland!"" Der Cardinal Reisach sitzt oft bei unserm Nachtessen und bleibt bis tief in die Nacht. Neulich erzählte er von Lammenais, den er persönlich kannte. Lammenais sei ein winziges, vipernartiges Männlein gewesen. Bei dem nächsten Widerspruche habe er getobt, daß ihm der Schaum den Mund umwallte. Einer Herzogin gegenüber vergaß er sich im Streite dermaßen, daß er die Füße auf das Sopha, wo er mit derselben saß, heraufzog und herumzappelte, bis die Dame erschrocken aufstand. — Ein anderer Cardinal, Brunelli, meine Hauptstütze in Angelegenheiten der Anstalt, wurde neulich durch Intriguen gestürzt; er muß als Bischof auf das Land gehen. Er bleibt noch bis Mitte November. . . . . Er will den Cardinal Reisach als Chef unserer Sacra Visita vorschlagen; auch Viale Prelà versprach Dasselbe. Doch die Partei der Wälschen und der Beamten hat für Anderes den Fürsten H. gewonnen. . . . . Mit Sch. stehe ich jetzt gut, und den Jesuiten erwirkte oder veranlaßte ich in Wien die Emancipation von den Schulräthen, die der General schon als Direktoren der Maturitätsprüfungen anerkannt hatte. Ich erklärte dieß als eine Unklugheit: Ueberwachung allein sei genug, die Jesuiten sollen nur mit dem Ministerium correspondiren und verhandeln. Ich schrieb in dieser Angelegenheit nach Wien. Die Ansicht ging durch. Ich hasse die Bevormundungen, und würde den Jesuiten rathen: aut — aut. — —

Rom den 10. Dezember 1856.

Innigst geliebter Freund! — Es trat eine lange Pause unserer Correspondenz ein. Ich hoffe, daß kein Nachweh Deiner Krankheit das Hinderniß war. . . . . Daß mir J. nicht schreibt, finde ich auch ohne Besorgung eines Unwohl-

seins erklärbar. Schmerzen würde es mich jedoch, wenn er aus Intoleranz gegen meine Denkungsart verstimmt wäre. Ich finde übrigens meine Denkungsart nicht verändert. Mein Streben, Geheimnisse des Glaubens in klares Denken umzuwandeln, hatte ich ja längst schon im Heimathlande als unausführbar befunden und deßhalb meinen Enthusiasmus für Philosophie bedeutend abgekühlt. Hier in Rom lerne ich die Gränzlinien zwischen Theologie und Philosophie vom Standpunkte der kirchlich auctorisirten Wissenschaft genauer kennen, und diese Scheidung wirkt beruhigend und anregend zugleich auf mich ein: beruhigend, weil die ungestümen Prätensionen der Wißbegierde und der bittere Zorn über das Unvermögen der Philosophie sich legten, — anregend, weil ich die Sphäre des Möglichen, jede in ihrer Art und Weise, vor mir sehe. Daß die gewöhnlichen Philosophemata über Trinität, Schöpfung, Erbsünde, Erlösung u. dgl. gar nicht genügen, habe ich längst gefühlt: hier habe ich aber erst gesehen, daß derlei Erläuterungen von den Koryphäen der alten und neuen Theologie nur einen sehr untergeordneten und prekären Werth erlangen. Werden sie aber von der Substanz des positiven Glaubens wie Goldstaub abgelöst und für sich als selbstständige Wissenschaft des Christenthums hingestellt, so bricht die Kirche über diesen katholisirenden Rationalismus unbarmherzig den Stab. Denn die Kirche duldet für Wahrheiten der positiven Offenbarung die rationalistische Grundlage nicht, und sie betrachtet ein solches Philosophiren, welches die Wahrheiten des positiven Glaubens aus sich selbst zu erzeugen vorgibt, als eine freventliche Schmuggelei, etwa so, wie wenn Juden geweihte Kelche und Patenen stehlen und als alltägliche Waare verschachern. Ich denke seit diesen Beobachtungen ohne Prätension über positive Glaubenswahrheiten nach; flimmert mich ein Funke des ahnungsvollen Denkens an, so ist's mir eine Freude, aber für ein Erkennen halte ich solches Geflimmer nicht. . . . .

In meinen hiesigen Verhältnissen ist endlich die entscheidende Wendung eingetreten. An demselben Tage, an welchem meine Gegner zu triumphiren wähnten, wurde der Cardinal Reisach von Sr. Heiligkeit zu unserem Visitator ernannt. Der liebreiche und einsichtsvolle Cardinal hat bei dem Staatssecretär Antonelli und später bei dem heil. Va-

ter selbst die Sachlage im wahren Lichte dargestellt. *) Unsere Gegner wurden hohen und höchsten Ortes ausgelacht, und meine Haltung wurde vollkommen gebilligt. Der neue Visitator hat uns Geistliche der Anstalt bereits durch ein Decret von der Auctorität der Verwaltungs-Congregation exemt erklärt und unmittelbar unter seine Protection gestellt. Auch behielt er sich die Entscheidung in allen wichtigern Angelegenheiten der Verwaltung vor und ich brauche daher bei allen Streitfällen nur an Se. Eminenz zu recurriren. Die k. k. Botschaft hat keine Vollmacht, einen wesentlichen Einfluß zu nehmen. Vor einigen Tagen kam nun endlich auch noch der Auftrag von Wien an den Herrn Botschafter, für mich die beantragte Wohnung sofort adaptiren zu lassen Für den bloßen Bau des dritten Stockes sind, wenn ich nicht irre, 4000 Scudi bewilligt; die Ausstattung wird dann erst durch eine neue Summe besorgt. Gestern nahm der kais. Architekt bereits die Localitäten in Augenschein. Ich sehe, daß man mich in Wien nicht verläßt. Aber ich habe die Sturmtrommel laut genug geschlagen. Ich erhielt vom Ministerium des Cultus ein sehr huldvolles Schreiben. Wenn nun die Anstalt in Ordnung sich emancipirt und reformirt, so ist eine solche Umgestaltung für mich eine große Freude; wenn ich aber wieder zu einer mehr andauernden Ruhe gelange, wo ich nur die einfache Leitung des Hauses und der Kirche zu führen habe, so bin ich in einem Elysium. Von Rom kann ich mich wohl nicht mehr trennen. Ich weiß, eine solche Sprache ist untirolerisch — aber ich liebe Tirol durch alle Fernen hin; ich wüßte dort keinen Wirkungskreis für mich; auf meinen jetzigen Posten scheine ich so ziemlich zu passen — wenigstens fühle ich mich darauf behaglich und glücklich, und meine Obliegenheiten übersteigen nicht meine Kräfte; für das geistige Leben wirken erquickende Anregungen ein, nur die Muße ist noch zu sehr verkürzt. . . . . Ein interessantes Individuum nimmt bei mir gegenwärtig Unterricht, um von dem Protestantismus zum Katholicismus überzutre-

*) Es handelte sich insbesondere um das Verbleiben eines bei einigen einflußreichen Personen in Ungnade gefallenen Caplans an der von Flir geleiteten Anstalt. Auch waren verschiedene Competenzkonflikte bezüglich der Oberaufsicht der Anstalt entstanden.

ten: Baron v. Sch. aus G., zuerst Mediziner in Heidelberg, dann Rittmeister der ungarischen Husaren unter Bem, hierauf Officier bei der bayerischen Cavallerie; dann Organisirer einer Artillerieschule in Serbien, dann Bim-Baschi (Befehlshaber über Tausend) unter Omer Pascha in den Donauländern und in der Krim. Jetzt sucht er eine Anstellung bei der päbstlichen Armee: man will ihm eine Officierschule anvertrauen und ihn zur Reform der Artillerie verwenden. Er hat acht arge Wunden aus dem Kriege davongetragen, aber auch ungarische und türkische Orden. Er ist offenbar ein Abenteurer, aber gutmüthig, bieder und voll Talent. — —

Rom den 19. Jänner 1857.

Innigst geliebter Freund! — Habe Dank für Dein werthestes Briefchen. Ich bitte Dich, recht oft zu schreiben, wenn auch keine äußerlichen Merkwürdigkeiten sich darbieten. Das Interessanteste ist mir Dein Herz, und dieses offenbart sich gerade am liebenswürdigsten, wenn es aus sich selbst redet, und nicht bloß über Anderes Bericht erstattet. — Mir sind zwar auch äußerliche Gegenstände von Interesse, das Befinden und die Schicksale der alten Freunde und Bekannten, die Unternehmungen in Kunst und Wissenschaft u. dgl. Die Zeitungen geben zwar Bericht; aber die trauliche Privatmittheilung ist weit individueller und frischer. Die Zeitungsnachrichten sind alle durch das Sieb der Rücksicht gegossen, und man schöpft nur das, was durchgeht. . . . . Schenach schrieb mir einen sehr liebreichen Brief. Habe die Güte, ihm indessen meinen herzlichsten Dank zu sagen. Die Ursache des Aufschubes meiner Antwort liegt nur in dem Wunsche, meine Ansicht über sein Buch zusammenzufassen. Ich bin aber erst mit den Beweisen über Gottes Existenz zu Ende. Es wäre zwar schon Stoff zu mehr als einem Briefe vorhanden, aber es ist doch rathsamer, das Urtheil zurückzuhalten, bis das Ganze gelesen ist. Obgleich ich einige Einwendungen vorbringen werde, drücke ich doch jetzt schon meine Freude aus über diese herrliche Leistung des Studiums und der Gesinnung Schenach's. Mein Standpunkt des Philosophirens ist zwar seit vielen Jahren ein ganz anderer geworden, ich werde durch dieses Buch auch keineswegs auf den Stand-

punkt Schenach's hinübergehoben, aber ich blicke dennoch mit Achtung und Rührung auf diese liebliche Naivetät des Denkvertrauens und auf die energische Regsamkeit des Sammelns und Verarbeitens. — Die Civiltà Cattolica rühmt in hohem Grade eine neuerliche Schrift des Dr Clemens: „„De Scholasticorum sententia, Philosophiam esse Theologiae ancillam."" Dadurch, sowie durch andere Darstellungen wird die Bahn ausgesteckt, in welche man die Philosophie nun einlenken will. Die Westphalen sind die eifrigsten Vorkämpfer dieser Rückkehr zur Scholastik. Ein junger Pfarrer aus Paderborn, Dr. Plaßmann, der zuerst zu den Füßen des Franz Baader in München gesessen, warf sich mit solcher Heftigkeit auf die Scholastik, daß er nach Rom ging, um bei den Dominikanern den S. Thomas Aquinas zu studieren. Er las hier Tag und Nacht Thomas, disputirte und schrieb darüber, und wurde vor einigen Monaten von dem neuen Bischofe von Paderborn als Professor der Philosophie zurückgerufen. Weil ich großen Respekt vor S. Thomas äußerte, war mir Dr. Plaßmann sehr zugethan: als ich aber einmal erklärte, man müsse mit dem Studium der Scholastik auch das der neuen Literatur verbinden, so war die Freundschaft gelöst. — Wir werden zwei Feldlager von Scholastikern bekommen: archaistische und moderne — zelotische und freiere. Das wird die neue Epoche der Philosophie innerhalb der katholischen Kirche sein. Neben Diesen werden frische Naturen, das Speculative meidend, die Beobachtung üben, und das Erfahrungsmäßige mit Bescheidenheit, aber mit Schärfe erforschen und bedenken. Eine andere Stellung wird für katholische Philosophen oder für Philosophen, welche zugleich Katholiken sind, nicht mehr möglich sein. Pio IX. ist entschlossen, mit Strenge zu verfahren, und von nun an wird der Index immer mehr zu thun bekommen. Günther schrieb den letzten Symboliker — er wird intra Ecclesiam auf lange Zeit der letzte Antischolastiker bleiben. Das Urtheil der Cardinäle ist natürlich noch ein Geheimniß. Doch in Bälde wird es offenbar sein. Du — hast Deinen Standpunkt lange schon eingenommen; Schenach wird mit seiner Spekulation um einen bedeutenden Streifen in das Innere des katholischen Kreises zurücktreten müssen; ich — bewege mich lieber auf einem andern Gebiete, bin jedoch

zu alt und zu unbehilflich, um auf demselben — nämlich auf dem historischen und positiv-theologischen — noch Etwas zu leisten. Ich liebe besonders Geschichte der Literatur, der Kunst und der Religion. Neulich las ich ein sehr interessantes Buch: „„Geschichte der französischen Nationalliteratur"" von Eduard Arnd. Gegenwärtig besuche ich die Bibliotheca alla Minerva, um für das Beiwerk meiner Geschichte unserer Anstalt Materiale zu sammeln. Ich lese eben das Leben der Päpste von dem alten Anastasius Bibliothecarius. Dann gehe ich an Baronius und Raynaldus. Der Cardinal Reisach wird mir aber schwerlich Zeit gönnen, diese meine Arbeit so weit auszudehnen, als ich wünsche. Er treibt mich zum Abschluß, weil das Buch beim Eintritte der Reform erscheinen müsse. Es mag gut sein, daß meiner Sucht, in's Weite zu schweifen, eine Gränze gesetzt wird. Dieser Cardinal behandelt mich mit einer unbeschreiblichen Güte und mit einem Vertrauen, als wäre ich sein erprobtester Freund. Er schleppt mich durch Weinberge und über Hügel, daß ich ihm oft nur keuchend folge. Auch das ist eine Wohlthat für mich. Mein Zeitgeiz und meine Zimmersucht und Einsamkeitsliebe brächte mich wohl bald in's Grab. Dem gehe ich aber doch entgegen. Mich wandelt oft ein Gefühl an, als wäre ich bald am Ende. Ich bin wirklich lebensmüde, und der Tod erscheint mir ohne Schrecken. Gott wird barmherzig sein. Ich würde aber gegen Gott undankbar sein, wenn ich mit meinen äußerlichen Verhältnissen nicht zufrieden wäre. Du meinst, man rufe mich mit der Zeit noch zurück. Ich würde einem solchen Rufe wohl schwerlich folgen. Wie sollte ich noch Neigung haben, in neue und mir ungewohnte Verhältnisse einzutreten? Auf der andern Seite wird man einsehen, daß ich von der Anstalt nicht wohl hinweggezogen werden kann. Ein Nachfolger, der zu einem bleibenden Aufenthalte sich herbeiließe, würde sich nicht so leicht finden. Ein oftmaliger Wechsel des Rectors wäre aber geradezu schädlich. Ich wünsche und hoffe, im Hause, das nun meine Heimath geworden, zu bleiben und zu sterben — zu S. Maria dell' Anima! — Die Verhandlungen kommen nun endlich in Gang. Der Cardinal Reisach hat, nachdem wir uns vorläufig besprochen hatten, nun die Fragen entworfen, die den Convisitatoren zur Ueberlegung mitgetheilt werden. Etwa in vier

Wochen wird die erste Sitzung stattfinden. Er theilte mir gestern die diplomatischen Schriften mit, welche seit dem Jahre 1854 bei dem Cardinal Antonelli von österreichischer und belgischer Seite einliefen: Aktenstücke aus Rom, Wien und Paris; man legt auf diese Anstalt ein Gewicht wie auf die Stadt Belgrad. Die geschichtlichen Resultate werden die Ansprüche auf eine billige Vereinbarung zurückführen. So hoffe ich. Ich halte mich streng an das Recht, und werde mich zum Schildknappen eines Diplomaten niemals hingeben. Auf einen Dank werde ich bei einer solchen selbstständigen Haltung allerdings schon zum Voraus verzichten. . . .

Rom den 8. März 1857.

Innigst geliebter Freund! — Herzlichst danke ich Dir für Dein liebes Briefchen und für die inzwischen erfolgte Befriedigung der Familie J. und meiner Base B. Der gute alte Jais erhielt diese Gabe gerade noch zum letzten Troste. An diesem Manne blieb mir immer noch ein Rest jener Zeit, die ich als Knabe in Landeck verlebte. Er war unser Nachbar und ein biederer Freund meines Vaters. Die letzten Trümmer der Brücke zu jenen Jugendtagen verschwinden, und ich blicke wie über eine düstere Oede darauf zurück. Verzeihe mir diesen bedeutungslosen Erguß. Mein Herz hängt an der Landecker Heimath mit einer unzerstörbaren Sympathie. Auch in das stille Pians hin schwärme ich oft. O Gott, welche Schicksale sind eingetreten! Wie hinfällig ist das Irdische! Im Drange eines solchen Gefühls habe ich vor einiger Zeit auf unsern lieben Freund Zangerl *) ein Gedicht niedergeschrieben. — Du kannst daraus ahnen, wie lieb mir Deine Briefe sind. Denn in Dir stellt sich nicht nur die treueste Freundschaft mir dar, sondern zugleich die ganze Zeit, die wir im Oberinnthale und dann zu Innsbruck miteinander und mit andern lieben Freunden durchgelebt. Du hältst mich mit dem Heimathlande überhaupt noch am kräftigsten in Verbindung. Würdest Du verstummen — wer in Tirol nähme sich noch die Mühe, mir ein trauliches Zeichen der Erinnerung zu geben! —

*) Zangerl, Gutsbesitzer in Pians (bei Landeck), ein für seinen Stand sehr gebildeter und belesener Mann. Auch tirol. Landtagsdeputirter. Starb den 20. Juni 1844.

Die Katastrophe der Günther'schen Angelegenheit ist Euch längst bekannt. Der Papst wurde hier zu weit strengern Maßregeln von Einzelnen stimulirt; aber bei seiner Herzensgüte und bei seinem unverkennbaren Freisinne wählte er die allermildeste Behandlung, so daß der Modus der Verurtheilung hier als eine ungewöhnliche und ehrenvolle Auszeichnung erschien. Leider könnte es Dr. B. durch seine äußerst unbesonnenen Zeitungsartikel dahinbringen, daß der heil. Vater noch zu Erklärungen, die er edelmüthig unterdrücken wollte, moralisch gezwungen wird. — Vor einigen Wochen ließ mich Cornelius, der damals noch kränklich war, zu sich rufen. Er wollte Aufschluß über das Verfahren der Kirche gegen Dr. Günther. — B. hatte ihn oft besucht und für „„die Freiheit der Wissenschaft"" um so leichter eingenommen, da ein Genius, wie Cornelius, allem geistigen Streben und Fluge nicht gerne die Fittige unterbinden läßt. Ich sagte: der Papst verfährt genau so auf seinem Gebiete, wie Sie auf dem Ihrigen. Dieses Paradoxon entwickelte ich nach dem historischen Princip und deutete an, daß Cornelius gegen Kaulbach weit strenger verfahre, als Pius IX. gegen Günther. Der alte Herr lächelte und antwortete: „„Nun bin ich im Klaren und beruhigt."" — Cornelius behandelt mich mit einer unbeschreiblichen Liebe. Er sagte einmal zu mir: „„In Ihnen steckt die Kunst!"" Ich glaube es nicht; sonst wäre sie längst zum Durchbruch gekommen. Ich habe nur eine etwas lebhafte Natur für das Principielle in Einigem; aber zur Entwickelung fehlt mir die Gewandtheit, der das Rechte beim ersten Wurfe gelingt, und die Geduld, die es mit Mühe zu Stande bringt. Ich bin ein Stümper und werde es wohl auch bleiben. — Heute speiste ich bei Overbeck. Die Zimmer wimmelten von Fremden. Der Bildhauer Hoffmann wohnt bei Overbeck, der dessen Frau adoptirte. Man besichtigt somit auch das Atelier des Bildhauers. Ein Amerikaner stand heute vor einer eben modellirten Gruppe — Christus und Johannes. „„Che bella Madonna!"" rief der kunstsinnige Fremdling aus. Und doch ist Christus über Lebensgröße, und nach dem üblichen Typus geformt und bebartet! — Im Fasching speiste ich bei P. Theiner in der vaticanischen Torre d'ogni vento. Unter den 7—8 Gästen waren auch Einige bei Tisch, die vom gro-

ßen Einflusse sind, nicht nur physisch, sondern auch kirchlich. Diesen schmeckte der Wein so weidlich, daß sie dem Papste Clemens XIV. und seinem „„reverendissimo Difensore“ “ (Theiner) die lebhaftesten Toaste brachten. Mir war diese Scene widerlich. Diese Herren trinken vielleicht anderswo auch wieder ein Evviva für das Gegentheil. Auch der Stadtpfarrer Dannecker von Stuttgart war zugegen, und ging mit derselben Verstimmung aus dieser wälschen Gesellschaft. — Dannecker ist ein Mann von etwa 45 Jahren: er erinnert mich in seinem Aeußern etwas an Dr. Grebler; ein biederer aber sehr kluger Mann. Er genießt die Gunst seines Königs in besonderer Weise, und was vielleicht die Hauptsache ist, einige Damen des Hofes sind ihm sehr gewogen. Der Entschluß des Königs, mit Rom sich auszugleichen, ist allem Anscheine nach dem Hrn. Pfarrer zu verdanken. Die Verhandlungen sind vor einigen Tagen zum Abschlusse gediehen: der Cardinal Reisach hielt als Referent bei Antonelli vor einer Versammlung von Cardinälen einen Vortrag, der von 7 Uhr Abends bis 11½ Nachts dauerte. Se. Heiligkeit hat den Ausspruch gefällt: Die Convention ist geschlossen. Dannecker speist am Freitag gewöhnlich bei uns: wir taugen sehr gut zusammen und necken uns gegenseitig so viel, daß ich den Necker schon in seinem Namen vorbedeutet finde. — Eine sehr interessante Persönlichkeit ist mir der k. würtemb. Hofarchitekt Zandt. Er weilt hier zur Erholung. Neulich zeigte er Flatz und mir seine prachtvollen Farbendruckbilder der Villa Wilhelma, die er dem Könige bei Kannstatt gebaut hat. Er war so gütig, uns die ganze Geschichte dieses in seiner Art einzigen Baues zu erzählen und uns die Pläne und Bilder zu erklären. Der maurische Styl war gefordert. Er mußte nun erstlich aus der maurischen Bauart ohne wesentliche Beeinträchtigung einen maurischen Baustyl schaffen, und ihn zugleich dem nordischen Klima accommodiren. Das scheinbar Unmögliche scheint vollkommen gelungen. Als König Ludwig die Villa besuchte, rief er aus: „„Würde ich einige Zeit hier verweilen, so wäre ich gezwungen, spanische Romanzen zu dichten!“ “ Der vielgereiste Fürst Pückler-Muskau versicherte, nun erst lerne er den maurischen Bauten einen rationellen und ästhetischen Werth zuzuerkennen; die Anklänge zu diesem Ideale seien in

ihnen enthalten, aber zum klaren, articulirten Laute sei es erst hier gekommen.

Mir steht jetzt eine sehr unruhige Zeit bevor. Wahrscheinlich in zwei Tagen treffen hier der Cardinal Geissel aus Cöln und der Cardinal Haulick von Agram hier ein, und der Erzbischof von Salzburg kömmt in Bälde nach. Alle drei Herren mit ihrem Gefolge wohnen bei uns. Die Vorbereitungen wurden so dringlich, daß auf den Wunsch des Cardinals Reisach und mit Bewilligung des Vicariats heute am Sonntage 30 Arbeiter hämmerten und sägten, schöpften und trugen. Der Caplan Dompieri besorgt mir zwar diesen Nachtrag des Baues, aber Alles geht auf meine Verantwortung. Dazu kömmt nun noch die Besorgniß, ob wir nach aller Mühe die Herren befriedigen; dann — welche Zeit muß ich wieder opfern! Doch es ist auch wieder interessant, von diesen Herren Manches zu hören, und den Erzbischof habe ich lieb seit langer Zeit. — Mitten in diesen Wirren beginnen die lang erwarteten Sitzungen der Sacra Visita. Der Cardinal Reisach ist unser bester Protector. Unsere Gegner schmeicheln uns jetzt wieder, überhäufen uns mit Gefälligkeiten, lassen uns bauen und Mauern durchbrechen nach Belieben, und selbst der Botschafter scheint sich mit mir ausgleichen zu wollen. — —

Rom den 16. April 1857.

— — Heute haben wir Convisitatori die erste Sitzung bei dem Visitator apostolicus Cardinal Reisach, um die Rechtsfragen und die Reform der Anstalt in Erwägung zu ziehen. Der geschäftsgewandte Cardinal hat zuvörderst die Fragepunkte aufgestellt und dieselben zum Vorstudium uns mitgetheilt, wofür mein lateinischer Umriß der Geschichte der Anstalt die Grundlage bildet. Nun wird also Punkt nach Punkt besprochen. Wie viele Sitzungen nothwendig sein werden, läßt sich nicht vorhersehen. Ich hoffe jedoch eine sehr baldige Beendigung unserer Berathungen. Die Schwierigkeiten beginnen vielleicht erst in der Folge, wenn die Resultate dem päpstlichen und dem kaiserlichen Entscheide unterbreitet werden: wenn es den deutschen, belgischen und holländischen Diplomaten gelingt, ihre Hände in das

Geschäft zu strecken, so ist ein Abschluß kaum abzusehen. Die Anträge der Reform werden hauptsächlich darauf ausgehen, ein Collegium junger Priester zu errichten, welche hier ihre Studien fortsetzen oder bei sogenannten Congregationen prakticiren. Diese Angelegenheit wird keine geringe Mühe veranlassen. Inzwischen möchte ich die deutsche, weitläufigere Bearbeitung der Geschichte der Anstalt zu Ende bringen. Ich benütze hiezu jede freie Zeit und habe die erste der drei Perioden in Bälde vollendet. Vermuthlich werden sich zwei Bände gestalten, der erste mit dem Texte, der zweite mit den Urkunden. Ich gedenke jedoch den ersten Band so einzurichten, daß er für sich selbst eine klare und begründete Darstellung gewährt: den Urkundenband werde ich vermuthlich in einer kleineren Exemplaren-Zahl auflegen lassen. Was sagt etwa Schuler dazu? Schreibe mir Deine und seine Meinung hierüber.

Alle diese Arbeiten machen es mir in nächster Zeit unmöglich, nach Deutschland zu reisen; nur eine ärztliche Verordnung könnte mich zur Unterbrechung der Geschäfte zwingen. Ich fühle mich zwar so ziemlich gesund, aber des Morgens erwache ich immer, wenn ich auch noch so wenig zu Nacht gegessen, mit einem aufgeblähten und verhärteten Magen. — Die beiden Häuser sind nun etwas ruhiger geworden: denn mehrere Gäste sind bereits abgereist, die Wiener-Karavane am Ostermontage um 8 Uhr Abends. Um 5 Uhr hatten sie noch eine Audienz bei dem heiligen Vater, um 7 Uhr erhielten sie alle ihre Bittgesuche mit eigenhändigen Modificationen des Textes und mit der Gewährung und Unterschrift von Sr. Heiligkeit zurück. Die Karavane bestand aus 9 Priestern und zwei weltlichen Herren. Präses ist der Herr Stifts-Dechant von Klosterneuburg. Der junge, talentvolle Pastoralprofessor Kerschbaumer von St. Pölten hat das beschwerliche Amt des Kassiers. Sie hatten während der Functionen der Charwoche vom Palmsonntage bis zum Osterfeste einen Ehrenplatz bei den Diplomaten. Leider mußte ein Mitglied der Karavane, der Herr Theologie-Professor Rösner von Klosterneuburg, ein Bruder des Architekten, krank in Rom zurückbleiben: ein Fieber hat ihn befallen. Seine Stelle in der Karavane hat ein Dechant der Augsburger Diöcese, Herr Schiferle, eingenommen: er ist auf der Rückreise von der

zweiten Wallfahrt nach Jerusalem. Sein Buch über Palästina wird von Sachkundigen sehr gelobt. Er selbst ist so still und so bescheiden, daß man ihm die Schärfe seiner Beobachtungen und die Gewandtheit der Darstellung nicht ansehen würde: ein kräftiger, stämmiger Mann mit dem Pilger-Vollbart, mit dem er in seine Heimathkirche einziehen wird. Er klagt wehmüthig über die Zurücksetzung der Deutschen in Jerusalem: das französische Element herrscht dort vor, wie in Rom. Das österreichische Hospitium, welches dort im Aufbaue begriffen ist, wird vielen Anfechtungen ausgesetzt sein.

Am Ostermontag nahmen die beiden Eminenzen, Haulick und Geissel, Besitz von ihren Titularkirchen, der erste von S. Quirico e Giulitta, der zweite von S. Lorenzo in Panisperna. Da diese Feierlichkeiten beinahe gleichzeitig stattfanden, konnte ich nur der in S. Quirico beiwohnen. Prachtvolle Stimmen sangen das Te Deum, aber leider mit jener theatralischen Coloratur, welche die Kirchenmusik auch in Rom bis zur Unerträglichkeit verunstaltet. Päpstliche Decrete erwiesen sich bisher als unzulänglich: strenge Maßregeln sind nothwendig, sonst bleibt es beim üblichen Unfug. Die Künste liegen in Rom überhaupt gänzlich darnieder an einer eckeln Entartung. Der Geist ist geschwunden, eine prunke Form, die nur den Pöbel und die Theater-Freunde ergötzen kann, ist das unzulängliche Surrogat. Ueber die neuen Fresken und Decorationen des berühmten alten Kirchleins S. Agnese fuori le mura äußerte Cornelius: „„Ca — non est pictum““ und der Architekt Zandt sagte neulich: Diese Restaurationen hat man nicht mit dem Kopfe gemacht, sondern mit den Füßen. Dessenungeachtet gelten die Deutschen bei sehr vielen Römern von Rang und Ansehen noch immer als „Barbari.“ — Heute las der hl. Vater in diesem Kirchlein die hl. Messe zur Danksagung für die Rettung am 12. April. In diesem Augenblicke (um 10 Uhr Vormittags) befindet sich Se. Heiligkeit wahrscheinlich bei dem vor zwei Jahren aufgefundenen Grabe des Papstes Alexander I. an derselben Via Nomentana. Dem Vernehmen nach wird dort eine neue Kirche erbaut. — Der Cardinal Haulick — an unsern seligen Galura erinnernd, ist zwar ein bejahrter, aber noch sehr frischer, lebhafter, leutseliger Herr. Am nächsten Montag wird er nach Neapel abreisen, aber auf einige Tage nach

Rom zurückkehren. Der Aufenthalt des Cardinals Geissel scheint sich zu verlängern: Se. Eminenz ist vielbeschäftigt, dabei kränklich und aus beiden Gründen meistens im Zimmer. Er ist von großer Statur, untersetzt; das Angesicht bleich und mit Spuren der Kränklichkeit, nur das Auge glüht und sprüht: aus dem Munde tönt das Wort nur dünn und leise, aber der letzte Hirtenbrief Sr. Eminenz, den ich neulich las, ist eine feurige, geistvolle Beredsamkeit. — Alban Stolz spricht in Gesellschaft wenig; die Schalkhaftigkeit und der Witz geben sich aber doch in sporadischen Funken kund. Der hochw. Fürst-Erzbischof von Salzburg speist mit uns in unserem Refectorium und ist die Freude Aller durch seine liebreiche Freundlichkeit. —

Rom den 23. April 1857.

Innigst geliebter Freund! — Wie lange schon bin ich Dein Schuldner! Unser Sebastian wird Dir wohl die Ursache des Stillschweigens, wie ich sie bezeichnete, mitgetheilt haben. Ich möchte alle jene Punkte, die ich mir in Deinem Buche *) anmerkte, aufrichtig besprechen: hiezu fand ich noch keine Zeit; ich konnte sogar das Buch selbst nicht zu Ende lesen. Die wenigen freien Augenblicke nehmen die Briefe nach vielen Seiten hin in Anspruch; die noch kargern freien Stunden muß ich der Zusammenschreibung der Geschichte der Anstalt widmen. Ich bin auch heute wieder mit Besuchen und Geschäften überbürdet, aber ich kann den St. Georgstag nicht vorübergehen lassen, ohne Dir ein Lebenszeichen zu geben. Ich habe heute das hl. Meßopfer für einen Lebenden und für einen Dahingeschiedenen dargebracht — für Dich und für den Frater Georgius. Was ich Dir wünsche, bedarf keiner Darlegung. Gott erfülle diese meine Wünsche, und Dein Leben wird glücklich und segensreich sein auf Erden, Dein Lohn in der Ewigkeit groß und beseligend.

Deine Berufung nach Wien erfreut und betrübt mich; aber so oft ich Gelegenheit hatte, entschied sich die Wagschale meiner Erwägung doch immer für Wien: das Wirken wird dort großartig; ein christlicher Philosoph ist dort dringend

*) „Metaphysik" von Dr. Georg Schenach.

nothwendig; in Tirol wird Wildauer wenigstens Deine Ideen mit Treue bewahren. Ich war daher auch Einer derjenigen, die auf Deine Berufung nach Wien beim Ministerium mit Nachdruck drangen. Mit inniger Theilnahme gönne ich dem biedern Albert Jäger dieses neue Glück. Ihr werdet im Bunde leben und wirken.

Was das Philosophiren anbelangt, so bin ich von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit desselben für studirende Jünglinge noch immer eben so lebendig überzeugt, als je: das Schwierige und Gefährliche hiebei ist, daß gerade Religionsfragen die tiefsten und die reizendsten sind, die Beantwortung derselben ex mera ratione nur zu oft problematisch und hypothetisch zu bleiben gezwungen ist, wenn nicht der Einfluß der Offenbarung ergänzend und leitend wirkt. Da ohne diesen Einfluß das Philosophiren nicht weit käme, so drängt sich mir oft die Frage auf, ob man nicht denselben offen bekennen soll. Ex mera ratione denken wir ja überhaupt nicht; so gut nun die natürliche Erfahrung influenzirt, eben so gut könnte man ja auch eine übernatürliche Erfahrung zulassen; wie die Vernunft die Gesetze und die Beschaffenheit der natürlichen Wirksamkeit als maßgebende Norm anerkennt, so müßte sie auch die Norm der kirchlichen Offenbarungslehre mit Sorgfalt achten. Schranken des Erkennens stellen sich in beiden Bereichen entgegen: aber utrimque ex parte cognoscimus. Wenn ich noch dazu komme, eine Skizze der Aesthetik zu entwerfen, so wird dieß mein Standpunkt sein. Diejenigen, welche die Offenbarungserfahrung nicht anerkennen, ignorire ich eben so, wie ich den ignoriren würde, der z. B. die Bewegung leugnete. Ich würde die Aesthetik vermuthlich als katholische Kunstphilosophie bezeichnen. Dann möchte ich historisch-kritische Monographien folgen lassen. Aber zuerst muß die Geschichte der Anstalt fertig werden: sie gibt viel Mühe."

Da Dir in Wien die Werke Hegels aus der Bibliothek nicht mehr so leicht zu Gebote stehen, wie in Innsbruck, so werde ich Dir die ganze Sammlung, wie ich sie habe, nach Wien senden: bei Dir werden diese Bücher besser benützt, als bei mir. Ich bitte Dich, mache mir dagegen keine Schwierigkeit. — Die Sitzungen der Sacra Visita haben nun endlich begonnen, und sie werden in einigen Wochen schon

ihre Function erledigen. Es macht sich Alles nach meinem Wunsche. Die Vollmacht des Rectors wird so groß, als ich es nur begehren kann: allerdings wächst damit auch die Verantwortlichkeit. Der Einfluß der Botschaft wird paralysirt. . . . .

Rom, am Pfingstfeste in der Nacht. 1857.

— — Dein Aufsatz, *) den Du mir aus dem Tiroler Boten herausgeschnitten, ist vortrefflich; nur beurtheilst Du vielleicht die antiken Poeten in der fraglichen Beziehung zu günstig, ästhetisch aber zu ungünstig. Ihre Poesie war vorzugsweise das Product ihrer Phantasie: sie lebten weit mehr in einer Traumwelt, als unsere Dichter, eben weil sie naturwüchsige Dichter waren. Auch die plastische Kunst hat einen durchaus idealen Charakter. Die Anschauung der Wirklichkeit und die Reproducirung derselben wurde erst Kunstprincip, als die Kunst verfiel. Welche Einwirkung hatten aber die Phantasiegebilde auf ihr Gemüth? Die Mania der hellenischen Dichter war sprichwörtlich, wie der furor der lateinischen. Die Gebrüder Schlegel haben das Schlagwort in die Welt geworfen, die antike Poesie sei objektiv — die moderne sei subjektiv. Eine Poesie, die nicht subjektiv ist, gilt mir gar nicht als Poesie; der Unterschied im Subjektiven schwankt nur zwischen dem Uebergewicht der Phantasie und dem des Gefühls hin und her. Die Phantasie wird durch die Cultur abgeschwächt: was natürlich nicht mehr gelingt, will man erzwingen und erkünsteln; man affectirt die Kunst, man schraubt sich zur poetischen Stimmung hinauf: diese Selbsttortur mag eine Haupturſache sein, wenn die Verrücktheit bei modernen Dichtern öfter vorkömmt als bei antiken. Aber der prosaischen Wirklichkeit gegenüber ist jeder Poet und Künstler mehr oder minder närrisch, „„in holdem Wahnsinn das Auge rollend.""

Das Tiroler Lied, das Du mir gütigst beigelegt hast, ist mir mehr werth als hundert Neuigkeiten. Das ist ein furchtbares Echo der Stimmung. Ich bedaure, daß ich

---

* „Poesie und Wahnsinn." Von Seb. Ruf.

Schulers Aufsätze gegen die Auswanderung nicht zu Gesichte bekam; mein Gemüth nimmt für seine Ansicht Partei, der Verstand muß das Urtheil suspendiren. . . . . Ich bin zwar selbst ein Ausgewanderter, aber die Auswanderungssucht meiner lieben Landsleute macht mich melancholisch wegen der Zustände, welche dieselbe hervortrieben, und wegen des Elendes, dem die Leichtgläubigen entgegengehen. Der Tiroler Jodler in Amerika wird einen ganz andern Ton haben, als in der Heimath. Doch was sage ich? In Tirol scheint ja auch der Jodler verstummt zu sein. Daher suspendire ich mein Urtheil. Es ist natürlich, daß Jeder dem Unglücke auszuweichen sucht; aber es ist doppelt traurig, wenn es nicht gelingt. . . . .

Nächster Tage rückt der liebe Prof. Meßmer bei uns ein. Ich freue mich herzlich auf seine Ankunft. Er schreibt mir, seine Gesundheit liege zwar nicht zu Boden, aber sie stehe noch etwas schief. — Während der Anwesenheit des Erzbischofs von Salzburg war ich ungewöhnlich heiter gestimmt, wie in den besten Tagen der Vorzeit. Sein aufrichtiges Wohlwollen war mir eine Erquickung. — Mit Döllinger kam ich öfter zusammen. Er hat hier auf mich einen ganz andern Eindruck gemacht, als in Frankfurt. Er war sogar etwas gemüthlich. Seine Ruhe, die mir am Main so frostig vorkam, erschien mir jetzt als Charakteradel, besonders dem unruhigen, stürmischen P. Theiner gegenüber. Wir speisten drei oder viermal bei diesem. Es war sehr interessant, diese beiden Gelehrten über wissenschaftliche Gegenstände sprechen zu hören. Das Wissen Beider ist unermeßlich. Was der Eine berührte, war dem Andern bekannt — so gegenseitig. Gestern reiste Theiner nach Trient ab. Der römische Correspondent wird vermuthlich den Zweck dieser Reise umständlicher besprechen. Die Artikel über Theiner sind übrigens verfänglich: ich mische mich in seinen Streit mit den Jesuiten nicht ein, aber wer über ihn ein lobendes Wort schreibt, reizt seine Gegner gegen sich. Ueberhaupt würde es klüger sein, wenn ich für die Allg. Ztg. nichts mehr schreiben würde. Oft schon beschloß ich halb und halb, mich zurückzuziehen; aber bald dieser bald jener Anlaß verleitet mich wieder. Und doch könnte mir ein freieres Wort meine Stelle kosten. Man ist sehr empfindlich . . . .

Aus meiner Arbeit erwächst mir jetzt eine zweite. Ich gedenke die Biographie des Theodorich von Riem zu schreiben. Er ist ein berühmter kirchengeschichtlicher Schriftsteller und verflochten mit den größten Begebenheiten in den Zeiten des Schisma von Urban VI. bis Martin V. Ich fand in unserm Archiv mehrere Urkunden, welche die currente Geschichte über diesen Mann berichtigen und einen vielbesprochenen Zweifel endlich lösen. Seine Werke stehen im Index, und mein Buch kommt vermuthlich auch darein. Ich gehe jetzt fast täglich in die Bibliotheca Corsini jenseits der Tiber, und excerpire dort von 4 bis 7 Uhr Abends seine Werke. Er schreibt als Augenzeuge. Das sind fürchterliche Geschichten! Derselbe Theodorich ist der eigentliche Gründer unserer Anstalt (a⁰ 1400). — Auch mit einem andern gefährlichen Deutschen habe ich zu thun: mit Johannes Burkardus von Straßburg, der das verpönte Diarium über Alexander VI. geschrieben hat. Vielleicht bekomme ich das Manuscript, das im Vatican strengstens verwahrt wird, durch Theiner zur Einsicht, um nachzusehen, ob nicht über den Auctor selbst Notizen eingeflochten sind. Sonst muß ich mit der neuen Ausgabe dieses Diariums, die unlängst in Florenz erschien und in den Index gesetzt wurde, mich begnügen: diese Ausgabe ist aber nicht vollständig und nicht zuverlässig. Dieser Burkardus hat unsere gegenwärtige Kirche gebaut.

Anschauung Rom's und Studium ist meine Freude und mein Trost. — Die letzte Sitzung der Sacra Visita war sehr stürmisch. Der Msgr. Sylvestri wollte für sich und für jeden künftigen Uditore austriaco einen Vorrang vor dem Rector in Anspruch nehmen. Sein Collega Gianelli, Uditore aus Toscana, unterstützte ihn lebhaft. Der Cardinal Reisach und der belgische Convisitator hielten mit mir. Der Kaiser hat sich in einer offiziellen Note zu Gunsten des Rectors ausgesprochen. Also werden wir wohl siegen. Aber Mühe wird's noch kosten. Gelingt's nicht, so resignire ich. Ich ersuche dann um eine kleine Pension und privatisire in Rom. Aber wir werden siegen .....

Rom am Feste Peter und Paul 1857.

— — Ein lieber Freund aus dem Heimathlande weilt seit einigen Wochen bei uns: Prof. Meßmer. Bei seiner

Ankunft sah er sehr leidend aus, und ich war tief betrübt. In Bälde erholte er sich; er geht fleißig in Rom um und speist mit uns im Refectorium. Doch die Schleimhaut in der Luftröhre ist arg angegriffen; er hustet trocken, fühlt Schmerzen in Hals und Brust und wird sehr bald müde und matt. Uebermorgen begleite ich ihn nach Albano, wo wir einige Wochen zuzubringen gedenken. Leider kann er sich nicht auf viele und weite Gänge einlassen, was gerade für mich Bedürfniß wäre; wir werden langsam im Schatten wandeln oder unter Bäumen im Grase sitzen. Er ist so lieb! Desto schmerzlicher ist mir sein Zustand. Er hegt selbst nur wenig Hoffnung, ist aber voll Resignation. Für die Diöcese wäre sein Verlust ein unersetzlicher.

P. Theiner schrieb mir aus Trient, die 52 Folio-Bände habe er nun eingesehen, sie seien aber nichts als eine Trödlersammlung von allerlei Fetzen, die der gute Mazzetti aus Büchern geschnitten oder aus Copienfascikeln herausgerissen habe. Die Jesuiten scheinen über meine Theiner-Artikel verstimmt zu sein. *) . . . . . Das Buch über Clemens XIV. mag noch so viele Mängel haben: P. Theiner entfaltet doch eine Thätigkeit, die ich bewundere, und als Sammler steht er auf seinem Platze. Die Jesuiten haben in der Civiltà cattolica seine 3 Folio-Bände Anna-

*) Ueber das Wirken der Gesellschaft Jesu äußert sich Flir an einer andern Stelle seiner römischen Briefe also: „Ich bin kein Gegner der Jesuiten; ich möchte vielmehr, daß der weltliche Klerus ihre Kräftigkeit und Thätigkeit sich zum Vorbilde nähme. In den Jesuiten regt sich ein frisches, rastloses Leben, gegen das sich die Bequemlichkeit Anderer wie Lethargie ausnimmt. Die Universität zu Innsbruck (— damals, da Flir diese Worte niederschrieb, waren eben die Verhandlungen wegen der Errichtung einer theologischen Fakultät in Innsbruck unter der Leitung der Jesuiten im Gange —) gewinnt durch die Jesuiten gewiß einen mächtigen Aufschwung an Namen, Thätigkeit und Frequenz. — So sehr ich übrigens die Lehrthätigkeit der Jesuiten achte, so halte ich doch ihr System für unzeitgemäß.. Man beruhigt sich in Deutschland mit dem Gedanken, daß die Norm der römischen Schule auch dem Norden zu Guten komme; aber wenn sich das römische Studienwesen nicht mit der schärfern Luft des Nordens erfrischt, verliert es nachgerade sogar für den Süden seine Brauchbarkeit Eine durchgreifende Reform der Studien und Schulen im Kirchenstaate und in Rom selbst ist ein schreiendes Bedürfniß."

len noch keines Wortes gewürdigt; sie meinen, er müsse von aller Welt ignorirt werden und überall als mundtodt gelten. Pio IX. ist nicht dieser Ansicht. In eben diesem Augenblicke erhalte ich ein Schreiben Theiner's aus Florenz. Er fand in dem großherzoglichen Archiv eine reiche Ausbeute einer äußerst wichtigen Correspondenz, die dem Pallavicini und Sarpi unbekannt geblieben.

Mit heiterer Ueberraschung las ich eine Gratulation des Pfarrers von Ulten zu meiner Ernennung für die Domdechanatsstelle in Trient. Dem Prof. Meßmer wird von einem Andern Dasselbe geschrieben, mit dem Beisatze: cum jure succedendi. Welcher Schalk hat wohl etwa den Geistlichen diesen Bären aufgebunden? Warum läßt man meinen Namen nicht endlich in Ruhe? . . . Ich habe hier eine Stellung, die ich mit keinem Bisthum der Welt vertauschen möchte. Zudem schmeichle ich mir, daß man mich all' Anima nicht für leicht entbehrlich hält. Ich kenne die Anstalt, ihre Geschichte, ihre Rechte, ihre Bestimmung; das ist zwar nur eine Bagatelle, und doch würden sie schwer thun, gerade wieder einen Rector zu finden, der unter den obwaltenden Verhältnissen Stand hält. Der Botschafter behandelt mich seit geraumer Zeit mit Wohlwollen. Der Bau meiner Wohnung ist im vollen Zuge. Vielleicht ziehe ich im November schon ein. Der Cardinal Rauscher legt Sr. Majestät den Antrag des Cardinals Reisach vor: es wäre wünschenswerth, daß ich der möglichst unabhängige Vorstand der ganzen Anstalt werde, mit Ausscheidung des Uditore; daß aber gerade diese Stellung es als zweckmäßig erscheinen ließe, wenn ich von der Anstalt keine Einkünfte mehr bezöge, sondern die ganze Besoldung aus dem österr. Aerar bekäme. Ich stimmte diesem Plane schon deßhalb bei, weil ich eine bessere Pension in Aussicht hätte. Bin ich nicht ein Egoist? Du wirst lächeln und sagen: „„Er macht sich; ich hätte es nicht gemeint.""

Von den Desiderien der Bolognesen hat schon die Allg. Zeitung Erwähnung gemacht; hier sagt man, die Bolognesen begehren: 1. Die Ersetzung des zwar ausgezeichneten, aber doch nicht einheimischen Cardinals Viale Prelà durch den Bischof von Recanati, dem also der Purpur zu verleihen wäre; 2. die Entfernung der ausländischen Truppen; 3. eine eigene Finanz-Consulta; 4. einen eigenen

Staatssecretär. Das ist Revolutionsgeschrill! Es wird hoffentlich den gutmüthigen Pio IX. zur Vorsicht wecken. Der Bericht des französischen Botschafters ist das Wahrste, was sich über den Kirchenstaat in politischer Hinsicht sagen läßt. Das Prognostikon lautet allerdings entsetzlich. Der Papst ist ein Märtyrer. Sein Humor unter diesen Umständen ist merkwürdig. Er hat ein Vertrauen auf Gott und auf die Madonna wie ein Heiliger. Seine Gesinnung ist liberal. Er möchte Alles gewähren; doch die Erfahrung hat ihn behutsamer gemacht. Das größte politische Genie könnte keine Hilfe schaffen, denn es fehlen die Mittel: die Redlichkeit der Mitwirkenden und die militärische Macht. Die päpstlichen Truppen sind unzuverläßig, und die fremden erschöpfen das Aerar. Napoleon spielt zwar den Großmüthigen, aber mißfällt ihm einmal Etwas, so wird er seine Rechnung machen. Ich glaube, die politische Fäulniß führt zu einer durchgreifenden Occupation; würde diese im besten Wohlwollen geübt und unter ihrer Dictatur eine ganz neue Ordnung und Bildung eingeführt, so wäre eine Regeneration möglich — sonst nicht . . . .

Albano, den 28. Juli 1857.

Innigst geliebter Freund! Wie lange blieb ich Schuldner der Antwort auf Dein werthes Schreiben vom 19. Juni! Ich fand in Rom nicht Muße und Stimmung, Deine Metaphysik im Zusammenhang zu lesen. Erst unter schattigen Eichen in Albano konnte ich diesen meinen Wunsch befriedigen. Ich habe Dir einige Notizen beigelegt über das, was ich, hauptsächlich vom Standpunkte der bei der Congregatio des Index herrschenden Theologie, erwähnenswerth erachtete. Meine freudige Anerkennung und Bewunderung möchte ich hier aussprechen, wenn ich es könnte. Daß Dein Buch Gegner findet, hüben und drüben, hat nicht viel zur Sache, alle werden Dein Werk respektiren müssen. Ich ließ Dir einmal durch Freund Mösmer sagen, Du habest in Rom nichts zu fürchten. P. Theiner hat nämlich auf mein Ansuchen längst mit dem Cardinal Andrea, dem Präfekten der Congregatio des Index, gesprochen und die Zusicherung erlangt, daß, wenn etwa eine Klage gegen Deine Metaphysik einlaufe, dieselbe ignorirt werde, in der Voraussetzung, daß Du in einer zweiten Auflage das

zu Beanstandende berichtigen werdest. Ich hörte nur ein leises Munkeln, ich vermied aber absichtlich jedes offene Gespräch. Die Jesuiten scheinen Dein Buch zu haben; aber vor ihnen bist Du sicher. Gefährlich sind die Güntherianer, die in Deiner Verurtheilung einen Trost fänden. — Es frägt sich nun: was wäre bei einer zweiten Auflage zu thun, um jeder Unannehmlichkeit vorzubeugen? Die Lehre von der Trinität ausscheiden? Das geht nicht: die ganze Metaphysik ist ja darüber aufgebaut. Ich meine, wenn Du beisetzest, daß die Vernunft aus sich selbst wohl schwerlich auf den Gedanken käme, daß Gott dreipersönlich sei; daß diese Offenbarungswahrheit, auch nachdem sie gegeben sei, durch das Denken sich nie begreifen lasse; daß aber doch dieses Dogma solche Gedanken wecke, die für die Philosophie als ein unschätzbarer Gewinn erscheinen müssen; wenn Du dieß oder etwas Aehnliches beisetzest, so wird man Dir nicht mehr beikommen. Zweitens kannst Du vielleicht wenigstens einige meiner Notizen zu Correcturen benützen. Die Terminologie kannst Du hoffentlich wenigstens theilweise enthegeln. Für die Zukunft rathe ich Dir, eine möglichst einfache Terminologie zu schaffen und in Ansehung kirchlicher Wahrheiten streng die kirchliche Terminologie beizubehalten. Ferners, wenn Deine Metaphysik für Seminarien geeignet sein soll, mußt Du nun eben so fleißig, wie den Schelling und Hegel, die Kirchenlehrer studiren und nachweisen, welche Philosophie dort schon vorliegt. Sonst kömmt es fast heraus, als sei das Denken erst seit Kant wieder aufgekommen, nachdem es bei den Griechen untergesunken. Es wird wohl auch zweckmäßig sein, wenn Du mit dem Kardinal Rauscher Dich sogleich in ein trauliches Verhältniß setzest, und ihn ersuchst, Dein Buch zu lesen und Dir seine Bemerkungen mitzutheilen. Er scheint zuerst kalt und abstoßend: er ist aber voll Güte und Liebe; er kennt die positive Theologie gründlichst und ist mit der ganzen philosophischen Literatur vertraut, als wäre dieß sein Fach. Er wird die großen Verdienste Deines Werkes, wie es im ersten Wurfe sich dargestellt hat, nach allen Seiten hin zu würdigen wissen und an ihm wirst Du einen weisen Rathgeber, wie eine schützende Auctorität finden.

Gott sendet Dich als Missionär nach Wien. An einem gesegneten Erfolge bei empfänglichen Jünglingen wird es

nicht fehlen; spotten Andere über die Pfaffenphilosophie, so laß die Hunde gegen den Mond bellen. Ich bitte Dich, laß mich hie und da über Dein Befinden und Wirken etwas hören.

Ich bin nun vier Wochen beim kranken Freunde Meßmer in Albano. Am letzten d. M. kehre ich in die Stadt zurück, weil ich mußte; der Hofkaplan des Erzbischofs von Salzburg, der bei uns wohnt, kommt aber am 1. August hieher und ersetzt meine Stelle. Das Befinden Meßmer's hat sich leider nicht gebessert. Die Nächte sind schlaflos: Fieberhitze und Schweißerguß schwächen ihn immer mehr. Schleim würgt ihm die Kehle, und löst sich erst nach einem heftigen, trockenen Husten. Doch sagt der Arzt, noch sei das Uebel heilbar. Der Auswurf ist noch rein. Gott erhalte uns und der Diözese den unersetzlichen, edlen, geistvollen Mann!

Ich selbst bin zwar im Wesentlichen ferngesund und bei guten Kräften: nur litt ich hier viel an Rheumatismen, Kopfweh, Zahnweh und nun noch Augenweh, daß ich das Sonnenlicht kaum ertrage. Hier ist es heiß genug: Rom sei ein Dampfbad. Wehe mir! Und doch bin und bleibe ich so gerne in Rom! Willig ertrage ich das Klima, manchen Haus-Verdruß und die Widerlichkeit der Römer. Besorgt nicht, daß ich den deutschen Charakter verliere. Der Gegensatz bildet ihn nur strenger aus. Daß ich mich immer mehr dem Positiven und dem Geschichtlichen zuneige, das bringt ja das Alter mit sich. — Den lieben Meßmer werde ich von Zeit zu Zeit besuchen; leider bin ich gezwungen, auch in Tivoli bei P. Theiner mich einzustellen. Er sitzt dort im Schwefelbade; mir selbst wäre eine solche Cura wohl angemessen: aber ich werde kaum mehr Zeit dazu finden. — Dompieri hat unser Hauspersonal durch drei junge Herren vermehrt. Dagegen verlieren wir den Steinhauer: Haulick hat ihm den Titel zur Priesterweihe geschickt, dann geht Steinhauer gravitätisch als römischer Priester nach Ostern zu den Croaten.

Gestern erhielten wir Briefe vom lieben F. V. Vincentius. Das war ein Labsal für Meßmer. Auch Dein Brief hat ihn innigst erfreut. Glückliche Reise nach Wien!

Randglossen zu Dr. G. Schenach's „Metaphysik."

1. „System des konkreten Monismus." Schenach's Monismus ist dem substantiellen (sowohl dem abstracten des Hegel wie dem konkreten Schelling's) entgegengesetzt: er ist ein formeller und selbst als solcher nicht durchgreifend, da der Wille denn doch auch in der Hölle gottwidrig bleibt. Schenach's System ist nicht blos den Pantheisten entgegengesetzt, sondern auch den Atomisten und Allen, die die Schöpfung leugnen: Creationslehre wäre also das rechte Schlagwort, wenn es auch nicht mehr so neu klingt, wie der konkrete Monismus.
2. p. III. „Natur und Geschichte sind weder die einzigen, noch die tiefsten Quellen des Wissens" Wenn Natur und Geschichte auch ein Wissen gewähren, so ist Wissen hier im weitern Sinne genommen. Jeder Leser nimmt an, daß Sch. in Geschichte auch die Offenbarung einbegreift. Nach der Lehre der katholischen Theologie ist nun aber die göttliche, übernatürliche, unfehlbare, Tiefstes kundgebende Offenbarung eine tiefere Quelle des Wissens (im weitern Sinne) als die natürliche, geschwächte, getrübte Vernunft.
3. p. V. „So ist er doch weit entfernt, die Begründung einer Metaphysik irgendwo anders, als in ihr selbst zu suchen, und weis't daher jede Darstellung als unphilosophisch ab, die ihre Beweise nicht unmittelbar aus dem vernünftigen Denken holt." Dazu p. VI. der Spruch: „Vera philosophia est vera theologia etc." Das Streben des hl. Anselm scheint allerdings da hinaus gegangen zu sein, die Dogmen philosophisch zu reconstruiren. Thomas v. Aquino spricht dagegen: „quod credo non scio et quod scio non credo." Die Vernunft hat bei ihm rücksichtlich der eigentlichen Offenbarungslehren nur ein negatives Kriterium, kein positives; sie kann kein Dogma reconstruiren, sondern nur gegen die Einwendungen des Verstandes vertheidigen. Diese negative Operation der Vernunft nennt man hier Religionsphilosophie; nur enthält sie auch einen positiven Theil, nämlich die Darstellung dessen, was der Mensch von Gott

und Gottes Schöpfung und Weltregierung schon natürlich wissen kann. Den Standpunkt des hl. Thomas hat Rom anerkannt und nimmt ihn ein. Ein Hauptgrund zur Verurtheilung Günthers war eben die Prätension, den Satz geltend zu machen: vera philosophia etc. Schenach's Ausdrücke, wie sie hier vorliegen, würden also römischen Theologen und besonders dem Papste sehr anrüchig sein, weil sie der Philosophie zu viel einzuräumen scheinen; andererseits kämen sie aber auch als zu rigoros vor, weil sie die Religionsphilosophie, welche die Offenbarung voraussetzt und sie negativ vertheidigt, ausschlöße.

4. p. 1. „Heißt einen Gegenstand begreifen so viel als ihn im strengen Sinne des Wortes wissen, so ist Metaphysik 2c." Da sind aber gar viele Theile der Metaphysik Schenach's nicht metaphysisch. Philosophen haltet Maß!
5. p. 7. „Sie erhalten oft erst durch das praktische Bedürfniß oder durch die christliche Offenbarung ihre unwidersprechliche Gewißheit. So die Lehre von der menschlichen Freiheit, von der Unsterblichkeit" 2c. Hier hält Schenach nach der römischen Ansicht zu viel Maß: Freiheit und Unsterblichkeit gehören zu den Objekten der natürlichen Vernunft und jede Skepsis der Philosophie in dieser Beziehung ist von der Kirche verpönt.
6. „Die von Gott gewollte Welt immer das Ebenbild von ihm." Nach der kirchlichen Lehre ist nur der Engel und Mensch ein Ebenbild Gottes, cf. p. 307, 308.
7. p. 12 und p. 14. Die Rechtfertigung des Titels „konkreter Monismus" scheint mir unrichtig; denn der Begriff „konkret" schließt die unendliche Wesensdifferenz nicht in sich. Auch der Pantheismus kann ein konkreter Monismus sein, wenigstens seiner Intention und seinen Positionen nach. Konkret ist ja die Natur, ohne wesentlich different zu sein.
8. p. 15. „Es ist ein Erstes" 2c. Der aprioristische Gedankengang ist hier sehr verdächtig. Erstlich ist er der Gang der pantheistischen Methode: das Erste und das Etwas ist dem hegel'schen Nichts und dem Allgemeinsten, auf das man durch Abstractionen zurückkehrt, sehr

verwandt. Zweitens nimmt man hier nicht an, daß das Denken a priori auf ein Erkennen der Schöpfung vordringen könnte; man hält hier derlei Gedanken-Entwickelungen nur für sehr gefährliche und jedenfalls für erkünstelte Operationen. Der Gedanke, daß Gott die Welt schaffen könne, ist uns ebenso a posteriori gegeben, wie der, daß Gott sie wirklich geschaffen hat. Das reine Denken in sich hat für solche Wahrheiten keine Begründung. Nur mittelst der Erfahrung und Offenbarung kömmt es dazu. Wenn es sich den Schein gibt, als läge dies Alles schon in ihm, so erhebt sich der Vorwurf, das Denken treibe Schmuggel. Schenach hält auch hier eine vorsichtige Mäßigung, da er die Schöpfung als eine nicht demonstrirbare freie That Gottes erklärt. Aber hat nicht eben dadurch sein System ein ungeheures Loch? Einen Abgrund, über den nur die Erfahrung hinüberhebt? Eine consequente, aufrichtige, aprioristische Durchführung der Metaphysik ist nicht möglich; deßhalb habe ich diesen Versuch seit etwa 12 Jahren total verlassen, obgleich mit Wehmuth, manchmal selbst mit Zorn und Ingrimm. Der Traum war so schön! Daß eine Welt ist, hat diese Wahrheit in Schenach's Metaphysik ihre Begründung? Nein!

9. p. 19. „Das Erste ist Sein durch sich selbst" — also „Bestimmendes und Bestimmtes" — also „Wesen". Diese logischen Generationen in Gott möchten bei Theologen wohl bedenklich erscheinen: als spitzfindige hegelische Künsteleien kommen sie jedenfalls vor. Das Bestimmende als Voraussetzung des Bestimmten ist nicht einmal in abstracto möglich; ein Unbestimmtes kann kein Bestimmendes sein. Diese Kategorien gehören wesentlich dem Pantheismus an und sind schon dessen Ruin; denn vom absolut Unbestimmten gibt es keinen Uebergang zum Bestimmten außer durch Sophismen. Ich weiß wohl, daß Schelling aus Spinoza's Definition der Substanz diese metaphysische Dialektik ableiten wollte. Aber was kommt heraus? Die erste Substanz ist causa sui; als Bestimmendes — causans, als Bestimmtes — causatum, als jenes — activ, als dieses — passiv; was sagt die Theologie zu diesen Distinctionen?

10. p. 40. Der abstracte Monotheismus des Judenthums, dann p. 41 der Satz: „Erst die christliche Religion vermeidet den Pantheismus" — würden gewiß der kirchlichen Censur verfallen, obgleich Schenach's Intention ganz unschuldig ist. Gott als der Lebendige und Gott als der absolut Ueberweltliche, als Weltschöpfer, sind Grundwahrheiten des Judenthums, und durch diese Wahrheiten wurde der Pantheismus so lange fern gehalten! Man würde diese Sprache wenigstens als „pias aures offendens" bezeichnen.

11. Eine Hauptschwierigkeit bietet Schenach's Metaphysik der Trinität dar. Thomas von Aquino spricht: „Deum esse — scio; Deum esse trinum — credo." Die Dominikaner erklären es für verdammlich, wenn die natürliche Philosophie von der Trinität etwas wissen will. Die Jesuiten mißbilligen zwar auch die Aufnahme der Lehre vom dreipersönlichen Gott in den Kreis der natürlichen Philosophie und es kommt diese Frage als Thesis vor bei Rigorosen; sie sind aber doch milder als die Dominikaner, indem sie sagen, einige Theologen seien der Ansicht, jene Aufnahme sei erlaubt. Der gelehrte P. Smetana, Redemptorist, der als Theolog und Philosoph bewundert wird, ist ebenso streng dagegen wie die Dominikaner. Käme also Schenach's Buch vor das Tribunal des Index, so könnte es lediglich aus diesem Grunde sehr leicht verworfen werden. Die Theologen dulden ferners keine andern Ausdrücke über Trinität als die kirchlich auctorisirten; das Einzelne würde daher auch noch manchen Anstoß geben: so z. B. hat Günthers Persönlichkeit Gottes, welche aus drei Personen bestehe, furchtbaren Unwillen erregt. So würde wohl auch damnirt, was p. 61 steht: „Die Einssetzung — das dritte Moment — ist nicht bloß die Wirkung des Subj. und Obj., sondern auch umgekehrt sind beide ebenso die Wirkung der Einssetzung." p. 81. „Das so Vollendete heißen wir aber Gott." Das ist nur der Dreieinige; die einzelne Person wäre also nicht Gott. Am wenigsten befriedigt mich die Darstellung der Lehre von der dritten Person. Die Theologie sagt: Spiritus dicitur quia spiratur. Das

Weitere sei Geheimniß. Schenach's Erklärung möchte zu anthropomorphisch erscheinen, jedenfalls gälte sie als Neuerung. Daß der h. Geist irgendwo „veritas" genannt würde, nämlich in der h. Schrift, das wüßte ich nicht. (Spiritus Veritatis ist nicht Veritas.) Die Lehre vom Guten kömmt mir verwickelt vor. Wiederholt wird es Realisirung der Idee genannt, aber der Verfasser bemerkt selbst, daß das Fürsichsein darin zu wenig hervorgehoben sei. Genuß kann das Gute wohl schwerlich sein; er setzt ja das Gute voraus; der Genuß ist Seligkeit. Warum ist Schenach dem Schönen hier gänzlich ausgewichen? Nur durch die genaue Unterscheidung des Guten vom Schönen kann das erste seine gehörige Definition erlangen.

12. p. 101. „weil jede Macht thätig und wirksam sein, sich also realisiren muß." Diesen Satz nimmt die Theologie nicht an. Die Consequenzen sind evident.
13. p. 111. Das Gute = „die sich für sich setzende Thätigkeit des absoluten Fürsichseins:" ein Beispiel von hegelischer Phraseologie, wodurch die Philosophie bei dem Publikum ungenießbar und lächerlich wird. Emancipire sich der Auktor möglichst von der „Zigeunersprache"! (cf. Schellings Vorrede).
14. p. 111. Die Liebe „erkennt das Andere faktisch als ein Höheres." Dieß ist nicht richtig außer unter speziellen Bedingungen.
15. p. 121. als unbestimmte Grundlage ꝛc. Den Eleaten war das Seiende doch schon νοῦς. Mir scheint, hieher gehören die Eleaten und Spinoza doch nicht. Ihr Prinzip ist wesentlich immateriell. Dann nehme ich noch p. 119 in der Note die Voraussetzung der Erfahrung ad notam.
16. p. 128. *μέρη ὅμοια* heißt nach meiner Ansicht nicht: „ähnliche Theilchen", sondern qualitativ gleiche Theilchen, die allein sich einigen, Goldtheilchen zu Gold ꝛc.
17. Platons Materie scheint sich, seinen dialektischen Schriften zu Folge, denn doch auf die bloße Relation der Ideen zu reduciren, so daß er vom Dualismus frei wäre. Schellings Dualismus ist doch nur ein formaler. p. 129. 130.

18. p. 152. Daß wir nicht sagen können, die Seele sei im Leibe oder außer dem Leibe, wäre doch seltsam. Das ist wieder gar zu philosophisch.
19. p. 174. Die Freiheit Gottes, die Welt zu erschaffen, betont Schenach zwar nachdrücklich, und doch würden die Theologen die Nase rümpfen. Denn sie sagen: Gott sei nicht bloß voluntate, sondern arbitrio voluntatis Schöpfer der Welt. Schenach weicht hier ferners einigen Fragen aus; z. B. der Frage, ob die Zeit wie im Nachher auch im Vorher endlos sein könne. Die Güntherianer behaupteten die sempiternitas der Welt, d. i. die Unendlichkeit ihrer Zeitdauer vor wie nach.
20. p. 178. Zur Erläuterung der Creation könnte wohl auch die ewige generatio berücksichtigt werden. Denkt Gott Sich Selbst substanziell, so kann Er auch das Nichtich substanziell setzen.
21. p. 182. Gott sei nur in der Freiheit als Anlage, nicht aber in der Freiheit als Gebrauch und Ausübung der Anlage gegenwärtig. Diese Beschränkung gibt die Theologie überhaupt nicht zu, weil Gott allgegenwärtig ist; zweitens deßhalb nicht, weil die Gnade Gottes ausgeschlossen würde.
22. p. 182. Das göttliche Vorherwissen freier Thätigkeiten läßt sich wohl nicht erklären. Weiß Gott, weil es eintritt, so fällt eine Vermittlung (cf. p. 158) in Gottes Denken. Dann wäre da wohl auch die wichtige Frage zu besprechen: ist alles Denken Gottes substantiell? Oder gibt es in Gott auch formelles Denken? Die Güntherianer bejahten dieß Letztere und behaupteten sub rosa rücksichtlich der freien Thätigkeiten und der mit ihr zusammenhängenden Natur-Erscheinungen Gottes Abhängigkeit von der Erfahrung, z. B. von der Stephansbrücke bekam Gott erst Kenntniß, seitdem sie gebaut wurde. Sie leugneten Gottes Allwissenheit, weil sie dieselbe nicht philosophisch demonstriren konnten. S. Paulus bekennt sein Unvermögen.
23. p. 186. „So ist die Möglichkeit einer weitern Einwirkung Gottes auf sein Geschöpf unbezweifelt; ihre Wirklichkeit, wenn sie auch dem Wesen Gottes und dem Wesen der Welt nicht widerspricht, liegt nicht in den

Begriffen beider." Hiemit bin ich nicht einverstanden. Die Schöpfung ist nicht die Setzung endlicher Substanzen, welche, nachdem sie gesetzt sind, in sich die Macht enthalten, fortzubestehen. Sie bleiben von der Macht des Schöpfers abhängig und Gottes Macht ist, wenn auch nicht mehr neu setzend, doch das Gesetzte erhaltend: portans omnia virtute verbi, sagt Paulus. Zweitens: Liegt nicht nach Schenach's eigener Lehre die Einwirkung Gottes im Begriffe des erkennenden und wollenden Lebens? Ja sogar im Begriffe der Fortpflanzung?

24. p. 198. Den Stoikern sei die Vorsehung nur der immanente Naturproceß. Das ist nicht richtig. Sie nahmen Wunder an, wie wir Katholiken; sie bewiesen sogar aus solchen freien Thaten der Götter ihre Existenz und Güte. Cicero gibt viele Belege.

25. p. 206. „Weder Herodot noch Thukydides haben ihren Gott begriffen." Diese Dissertatio beruht auf Hyperbeln. Beide Historiker anerkennen die göttliche und menschliche Wirksamkeit und sie unterscheiden sich nur relativ.

26. p. 207. „und als solcher die Idee der Welt." Daß Gott nur die Idee der erschaffenen Welt ist, und somit diese allein möglich war, verwerfen die Theologen. cf. p. 231 „erschöpfendes Abbild Gottes."

27. p. 208. „Vielheit endlicher Substanzen." Das Wesen der Endlichkeit ist nicht von der Mehrheit bedingt. Sonst wäre ja auch die Welt als Totalität nicht endlich. Auch eine einzige erschaffene Substanz wäre schon eine endliche.

28. „sie hat ja in sich den Mangel der andern." ib. Das ist kein Mangel. Jedes darf nur die Verwirklichung seines Begriffes sein. — Ich bin froh, wenn ich nichts vom Pferde bin.

29. p. 218. Bei den Atomikern sei keine Beziehung der Atome. Doch nahmen sie außer dem Leeren die Schwere an; bei Leukipp und Demokrit ist der Fall vertikal, bei Epicur schief; aber die Verschiedenheit der Schwere ist Ursache der Verbindung. Eine teleologische Beziehung ist die Schwere allerdings nicht.

30. p. 227. Es blickt noch die Ansicht durch, als sei die ursprüng-

liche Welt die vollkommene gewesen, so daß Gott keine bessere hätte erschaffen können. Auch dieser Optimismus wird von der Theologie verworfen.

31. p. 232. „auf die höchst mögliche Weise.“ Auch dieß verwirft die Theologie. Wir dürfen Gott keine Schranken setzen in Ansehung dessen, was Ihm möglich ist, weder in Ansehung der Ordnung der Momente, noch in der Weise der Momente.

32. „In Gott ist Natur, aber durchgeistete.“ p. 232. Das ist ein sehr mißlungener Ausdruck. Natur ist auch nur in einem sehr erzwungenen Sinne von Gott prädicirt, ganz unkirchlich. Das Object ist auch in Gott nicht ganz gleich dem Subjecte, sonst wäre es davon nicht mehr unterschieden (p. 233).

33. p. 233. Schenach's Ansicht über Natur und Geist klingt ziemlich pantheistisch. Sie sind eigentlich nur graduell verschieden, der Mensch vorherrschend Subject, die Natur vorherrschend Object. Rauscher ist über diese Vorbildlichkeit des Menschen in der Natur und über diese Anwendung von Termini (wie Subject, bewußtloses Denken, erstarrter Geist 2c.) sehr übel zu sprechen. Er hält deßhalb die Güntherianer für Küchlein, denen noch die Schale des Pantheismus, aus dem sie ausgeschlossen seien, am Kopfe klebe. Ich las de his eine scharfe Schrift von Rauscher mit Verwunderung und Widerwillen. Mir scheint, die Theologen überschreiten doch auch das Maß!

34. p. 238. „Person heißt Durchtönendes;“ eigentlich heißt so die Maske, durch welche durchgetönt wird. Die Maske bedeutet dann Rang und Stand, und somit endlich die Würde des Subjects, die wir Persönlichkeit nennen.

35. „zur Einheit des für sich seienden Subjects zugespitzt“ p. 255. Welche Sprache! Wie verhegelt und vertrakt!

36. p. 259. Die Natur bringe nur materielle Subjecte hervor. — Ist denn die Thierseele materiell? Läßt sich vom Magnetismus die Materialität beweisen? Das Dynamische ist nicht aufgegangen in Materie, sonst wäre die ganze Natur todt. Definirt der Auktor aber Materie als

das nicht für sich Seiende, so ist diese Definition willkürlich.

37. p. 316. Die Wahrheit als Vermittlung zwischen Subject und Object. — Die Wahrheit ist aber für mich auch wieder Object. Was vermittelt mich mit ihr? Unmittelbarkeit! Woran erkenne ich meine Verbindung mit der Wahrheit? Kann die Nothwendigkeit, wenn sie eine wirkliche ist, nicht in unserer Natur liegen, wie der Apfelbaum nothwendig Aepfel zu Früchten hat, wenn er Früchte hervorbringt? Mich erfreut die Lehre von der Wirksamkeit der ewigen Wahrheit in unserem Erkennen innig; aber ich fand noch nirgends einen überzeugenden Beweis. Philibert hätte verdient, hier citirt zu werden.
38. p. 354. vom Bösen: „weil Bestimmen und Freiwirken überhaupt für ihn einen Reiz hat." Das ist mir zu allgemein und zu abstract. Das momentane Gute (Erfreuende 2c.) wird dem absolut Guten vorgezogen.
39. p. 357. „Aber der Ausdruck „göttlicher Wille" hat etwas Schiefes." Das ist wieder unkirchlich gehegelt.
40. Daß Sittlichkeit und Seligkeit dem Begriffe nach zusammenfallen, ist gewiß unrichtig. So lange die Sittlichkeit eine Erprobung ist, erheischt sie Unterwerfung, Selbstüberwindung. In der verdorbenen Natur mehr als in der unverdorbenen p. 362. Schenachs Beweis kommt mir verfehlt vor. Sittlichkeit ist Gehorsam.
41. p. 404—405. Frohschammers Creationismus ist bereits verurtheilt, nur ist das Urtheil noch nicht publicirt. Schenach ist zwar behutsam, streift aber dem eben Genannten die Seite. Eine Einrichtung, welche durch Gottes Schöpfermacht Menschen hervorbringt, also die Seele schafft, eine solche Einrichtung bleibt immer noch bedenklich. Schaffend ist nur Gott Selbst. Daß Gott mittelst der Eltern die Seele schaffe —?? p. 406. Man denke an die Gottesmutter! Cyrillus spricht in dieser Beziehung. Schenach ist gegen den Generationismus wie gegen den Creationismus milder, als den Römern lieb sein würde.
42. p. 412. „die zugespitzte Punctualität der Persönlichkeit."!?
43. p. 420. Das Heidenthum ist zu grell aufgefaßt. Leo der Große hat vor Heiden weit mehr Respekt; auch

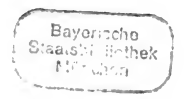
Justin der Martyrer. Aber fatal sind Schenach's Worte über das Judenthum. War denn Gott nicht auch den Juden schon als Erbarmer offenbar? Hat Er nicht auch im alten Bunde schon verziehen? Und deßhalb, weil Gott nicht als Erbarmer und Verzeihender offenbar war, konnten sie das Gesetz nicht erfüllen?? — Diese Zeilen müssen v. Schenach gestrichen werden. Die heiligmachende Gnade (wegen des künftigen Erlösers) wirkte schon im alten Bunde, aber nicht so leicht, nicht in solcher Fülle, wie im neuen; jene, die nicht im Glauben an den künftigen Heiland, bloß durch ihre Werke sich rechtfertigen wollten, waren die schlechten Juden, die Paulus bekämpft, und diese konnten nur deßhalb, weil sie nicht glaubten, das Gesetz nicht erfüllen.

Rom den 4. Aug. 1857.

Innigst geliebter Freund! — Deine liebevolle Freundschaft wirkt auf mein Herz, wie Morgenthau auf eine einsame Pflanze, die nicht begossen wird. Deinen Brief und Dein Briefchen nebst Beilage habe ich rechtzeitig erhalten; zur Entgegnung gelange ich aber in Bezug zum erstern allerdings erst spätzeitig. Ich brachte den ganzen Juli in Albano zu, 5 Stunden von Rom, beim Freunde Meßmer. Wir wohnten bei einem Sellajo, mit dessen lieben Kinderlein ich mich herzlichst unterhielt. Meßmer bleibt dort, so lange es angeht; er hat die schönste Aussicht auf die Fläche des alten Latiums hinab und hinaus auf's Meer. Der Hofkaplan des Erzbischofs von Salzburg, der sonst bei uns all' Anima wohnt, leistet ihm den August hindurch Gesellschaft. Ich besorge, Meßmer sieht Tirol nicht mehr! Sein Uebel verschlimmert sich, er hat alle Nacht Fieber und Schweiß, und ist schlaflos; die Kräfte schwinden, der Körper wird zum Skelete. Er geht nur langsam und erträgt keinen Anstieg. Unser Lieblingsplatz war der zum Glück öffentliche Garten des Fürsten Doria: dort wandelten wir in den Alleen, oder saßen lesend unter den Eichen. Ich hatte in meinem Zimmer ein so kleines Tischchen, daß ich nur mühsam schreiben konnte; deßhalb beantwortete ich keine Briefe, als den des lieben Schenach, weil mir dieses Thema dringend schien. Ich legte nämlich einen flüchtigen Entwurf einer Kritik über seine

Metaphysik bei, hauptsächlich um ihm darzuthun, wie sich die hier maßgebenden Grundsätze zu seiner Philosophie verhalten. Wenn das Buch zur Verhandlung käme, würde es verurtheilt: aber — wer wird ihn anklagen? Die Güntherianer wären dazu wohl am ehesten bereit. Ich bewirkte jedoch bereits bei dem Cardinal Andrea, dem Chef des Index, die Zusage, keine Klage anzunehmen, in Erwartung aller nöthigen Verbesserungen bei einer zweiten Auflage. Die philosophische Schriftstellerei war seit langer Zeit nicht mehr so gefährdet, wie sie es jetzt ist. Eine mächtige Reaction des Positiven gegen alles rationalistische Theologisiren und Philosophiren hat sich erhoben und ist ausgerüstet mit der Macht der Auctorität. Wer als Orthodoxer gelten will, muß die Lehre Roms zur Norm nehmen. — Von wem ist die Kritik in der Augs. Postztg.? Von Deutinger? — Ich habe einige ähnliche Einwendungen gemacht. Bei allen Einwendungen muß aber doch jeder Billigdenkende anerkennen, daß Schenach's Buch Bewunderung verdient. Döllinger sagte mir, man vermisse darin die Originalität: mag sein, daß kein eigentlich neuer Gedanke vorkömmt, aber die Verarbeitung des Vorgefundenen ist doch selbstständig und voll Tüchtigkeit. Ob nun Schenach auf Modificationen, wie ich sie ihm andeutete, eingeht, weiß ich nicht; was ich ihm vorschlug, wäre wenigstens ausführbar, ohne das System abzubrechen oder zu zerstören. In Tirol ist doch noch nichts Philosophisches von dieser Bedeutung erschienen, und Schenach verdient den Dank aller Tiroler, denen Wissenschaft lieb ist.

Ich bin durch den Aufenthalt in Albano aus meiner wissenschaftlichen Thätigkeit gewaltsam herausgerissen worden; es war für mich ein schweres Opfer; ich habe Mühe mich wieder in die verwickelte Arbeit hineinzufinden, und noch kam ich nicht dazu. Es graust mir vor der Wiederaufnahme der vielen Fädchen und Fäserchen. — Während meiner Abwesenheit hat die wälsche Partei wieder einen höchst feindseligen Versuch gewagt: es wurden allerlei künstliche Klagen gegen die Capläne und mich zusammengestellt. Der Cardinal Reisach wurde aufgefordert, gegen uns einzuschreiten. Er hat die Sachlage persönlich untersucht, und alle Klagen als nichtig befunden .... Reisach hatte schon damals, als er Visitator geworden war, auf meine Bitte ein Dekret erlassen, daß



die Congregation in Kirche und Haus nichts mehr zu schaffen habe, wir ließen aber derselben noch einen secundären Einfluß — sie suchten aber wieder den ganzen zu gewinnen — nun verlangte ich vom Cardinal die schärfste Geltendmachung jenes Decrets mit gänzlicher Ausschließung der Congregation von Haus und Kirche — hier will ich Chef sein und nur unter dem Cardinal stehen und in seiner Abwesenheit unter dem Cardinal-Vicarius der Stadt Rom; die Congregation soll nur die Verwalterin des Besitzthums sein, die Gelder eincassiren, die Häuser verpachten u. s. w. Reisach ist mit mir vollkommen einverstanden, wir haben jedoch, um Dies als neue Organisation für immer durchzusetzen, einen harten Kampf zu bestehen mit den Vorurtheilen der Römer, bei denen alle Rectoren und Pfarrer die Sclaven der Congregationen sind . . . Gelingt aber unser Unternehmen, so fordern gewiß viele Andere die gleiche vernünftige Ordnung, „und unsere deutsche Anstalt kann ein Impuls werden für wichtige Neuerungen in den verrosteten Zuständen Rom's. Die kirchlichen Einrichtungen sind hier belassen worden, wie sie sich im Mittelalter ausgebildet haben; nicht einmal die Besoldungen wurden zeitgemäß aufgebessert. Wir lasen zu Albano in der uralten Kirche S. Pietro die Messe. Sie war einst Cathedrale; nun hat sie bloß einen Caplan. Dieser ist zugleich Benefiziat im Dom. Was ist seine Besoldung im Jahre für beide Stellen? — 75 Scudi! — Er war mehrere Wochen schwer krank: die Congregation, welche das Regiment führt, stellte einen Supplenten, ließ aber dem Caplan nur täglich drei Bajocchi! — Der Clerus ist daher größtentheils mißvergnügt, und hat an der Seelsorge keine Freude und deßhalb auch dafür wenig Eifer. Kirchliche Reformen sind dringend nothwendig; weniger Priester und diese gut gestellt; dann läßt sich auch Etwas fordern. In Frascati sind, wie es urkundlich erwiesen ist, vor nicht gar langer Zeit zwei Canonici Hungers gestorben, und die jetzigen müssen sich, wenn sie nicht Vermögen besitzen, mit Salat, Früchten und Brod nähren. Der niederste Gehalt (für das Jahr!) ist 36 Scudi, der höchste 72.

Doch nun wieder zur Sommerfrische in Albano zurück. Auch ich war dort unwohl: ich litt an Rheumatismen, Kopfweh, Zahnweh und zuletzt Augenschwäche. Ich

sah fast nichts, wie im dunkeln Dämmer, oder ich sah die Objecte doppelt. Der Rheumatismus im Kopfe, der Reflex der Hitze, dazu das anhaltende Lesen waren Ursache. Nun geht's wieder besser. In Albano hält sich gegenwärtig Cornelius auf, in Aricia, nur 1/4 Stunde entfernt, Overbeck. Wir kamen mit beiden großen Männern öfter zusammen. Neulich besuchten wir den Cornelius. Die Frau bot uns Erfrischungen, mir Wein, dem Meßmer einen Kühlungstrank. „„He, Freund, eine solche Pflege würde Dir behagen?““ „„sagte ich. Meßmer antwortete: „„Ach, wenn ich nur wenigstens einen bequemen Lehnsessel im Zimmer hätte, dann wäre ich schon zufrieden.““ Wir gingen dann noch spazieren, und speisten auf der Post zu Abend. Als wir nach Hause kamen, fand Meßmer den behaglichen Ruhesessel vor: Cornelius hatte ihn gesendet. Ist das nicht lieb? — Das Volk von Albano ist blutarm, aber kreuzlustig. Nach Mitternacht gehen sie in großen Schaaren in die Campagna hinab, Korn zu schneiden; da sangen und tanzten sie zu Tamburin und Mandoline auf der Piazza vor meinem Fenster: ich stand auf und sah ihnen zu. Und diese fröhlichen Leute arbeiten in der Gluth des Sole leone, sie haben zur Nahrung nichts als rauhes Brod, und zum Tranke nichts als laues Wasser, und 2 bis 3 Paoli sind der Tagelohn Die Nobili und Principi dagegen bereichern sich und leben in Luxus auf Reisen und in fernen Städten. Womit wird dieser Kontrast enden? Gewiß mit einer gewaltsamen Katastrophe. Im Städtchen scheint so ziemlich die großstädtische Verdorbenheit eingedrungen zu sein . . . Der Cameriere unseres Gasthofes, ein gutmüthiger Jüngling, lobte den Wein von Genzano (3/4 Stunden entfernt) und sagte, daß er sich dort jährlich ein oder zweimal einen Rausch antrinke. Ich bemerkte: ob er denn nicht wisse, daß die Berauschung eine Sünde sei? Er antwortete ganz unbefangen: etwas Uebles sei der Rausch allerdings wegen Dessen, was dabei sich zugeselle, aber an und für sich sei er keine Sünde. Ueber die Hölle lachte er und sagte: sein Onkel, ein Geistlicher, habe ihn oft wie mit einem Kobold damit erschreckt. Und doch ist dieser Jüngling auffallend sittsam und sogar etwas religiös. Aber er hat keinen Unterricht. Er erzählte uns, daß Frati um ein Almosen Lottonummern mit unheimlichen Sprüchen

angeben, und daß diese Nummern meistens Treffer seien. Er sagte uns einen solchen Spruch her, der seinem Vetter, einem Wirthe in Terracina, von einem Pater vorgesprochen worden sei: dieser Spruch lautet so obscön, daß ich ihn nicht niederzuschreiben vermag. Der Vetter habe dann wirklich einen Terno gemacht. Er äußerte sich übrigens über den Clerus ohne alle Hochachtung .... es gibt aber unter den Geistlichen auch solche, die den Heiligen gleich sind: arm und ohne allen Erdentrost, leben sie bloß dem Himmel und dem Heile des Nächsten. — —

Rom den 12. Aug. 1857.

Innigstgeliebter Freund! — Endlich hast Du die lange Pause abgebrochen oder wenigstens unterbrochen! Daß mich Dein andauerndes Stillschweigen schmerzte, darfst Du mir nicht übel aufnehmen. Wäre ich gleichgültig gewesen, so könntest Du darin ein schlimmes Symptom erblicken. Wo Schmerz, da ist Leben; meine Freundschaft zu Dir lebte mit der tiefsten Innigkeit fort, aber sie entbehrte von Deiner Seite jedes Entgegenkommens und jedes Gegenlautes ... Du schriebst mir von den Schwierigkeiten, welche unsern N. von der Vereinbarung mit der Kirche zurückhalten. Das Studium an und für sich führt sicher nicht dazu. Der Glaube ist kein bloßes Menschenwerk wie eine mathematische Ueberzeugung. Der Einfluß der Gnade Gottes ist zu seiner Entstehung und Erhaltung unentbehrlich. Unser N. soll niederknien und kindlich um Erleuchtung flehen. Glaubt er nicht an die Persönlichkeit Gottes? Er hat doch von der Unpersönlichkeit des Urwesens keine Gewißheit. Er soll daher nur einmal anfangen zu beten: „Wenn ein Gott ist, der meine Bitte hört und sie erhören kann, so flehe ich Dich an, o Unendlicher, o Allgütiger, o Allerbarmer!" Das Weitere wird sich dann machen. Probatum est

Wie es mir ergeht, wirst Du aus meinem neulichen Briefe an Ruf entnommen haben. Wenn Du glaubst, das Glück begünstige mich, so siehst Du doch zugleich, daß ich mir es mühsam erkämpfen muß. Die Umstände unterstützten mich aber bisher so wunderbarlich, daß ich darin dankbar die Hülfe der Vorsehung, die auch das Kleine leitet, anerkenne

und verehre. Ich bin nun zum ersehnten Ziele vorgedrungen und halte es freudig umschlossen. Niemand hat mehr das Recht, mir in der Leitung der Anstalt Etwas einzureden, als nur der Cardinal Reisach und dieser ist mein liebreichster Gönner. Er verkehrt mit mir, als wenn ich sein trautester Freund wäre. — Es handelt sich nun nur noch darum, daß meine Vollmacht, die ich provisorisch innehabe, auch durch die Reform für immer garantirt werde. Es ist an der Verwirklichung dieses meines Wunsches kaum zu zweifeln Der nun eingeführte Zustand ist ja schon die entscheidendste Vorbereitung der Sanctionirung. Kein Rector und kein Pfarrer in ganz Rom ist so gut gestellt wie ich. Gott sei Lob und Dank!

Mitten unter allen Kämpfen und Gefahren bewahrte ich doch in der Regel eine beneidenswerthe Gemüthsruhe und setzte emsig meine Studien fort. Der Aufenthalt in Albano war ein Ausfall von Zeit, den ich nur aus Rücksicht für den leidenden Meßmer verschmerzen kann. Morgen oder übermorgen werde ich ihn wieder besuchen. Von Besserung zeigt sich noch keine Spur. Ich fürchte das Betrübendste. Hier in Rom verweile ich nun viel in Bibliotheken: von 8 bis 11¾ Uhr in der benachbarten der Augustiner, von 5—7 Uhr in der weit entlegenen des Fürsten Corsini. Da excerpire ich noch immer aus den Werken des Theodorich Niem, dort aus den Annalen des Raynaldus. Zu Hause schreibe ich das alte Bruderschaftsbuch ab, einen Folio-Band mit vielen, vielen Tausenden von Einschreibungen. Die meisten hat ein Jeder eigenhändig gemacht; die Schriftzüge sind daher so verschieden, daß es dafür keinen gemeinsamen Schlüssel gibt. Doch die Uebung hat mir einige Fertigkeit eingetragen: früher oder später kann ich, mit sehr seltenen Ausnahmen, Alles lesen. Diese Einschreibungen sind für Familien und Diöcesen interessant und die Historiker können daraus sicher manchen Gewinn ziehen. Der Cardinal Reisach hat eine außerordentliche Theilnahme für diese Sachen. Ich selbst mache davon eine Anwendung für den Text, soweit es bei meiner Ignoranz und bei meinen beschränkten Hülfsmitteln angeht; das Verzeichniß aber lasse ich dann im 2. Bande folgen. Die Mühe ist enorm und es scheint mir, die Frucht wird zu ihr doch nicht in erwünschtem Verhältnisse stehen. Doch was

will ich machen? Die Arbeit mußte unternommen werden, und da ich schon so viele Zeit darangesetzt habe, so will ich auch noch die fernere opfern. Ich gewinne dabei wenigstens einige Uebung; zudem lerne ich auch gar Manches dabei, was ich nicht niederschreibe. Es hat sich meiner auch eine Art Passion bemächtigt, so daß ich die Geduld nicht verliere, sondern mit Lust arbeite; Raynaldus ist bekanntlich der erste Fortsetzer der Annalen des Baronius, den er weit übertrifft, wie man behauptet. Ich staune über den Fleiß dieser Männer. Diese Annalen sind unerschöpfliche Fundgruben für geschichtliche Studien. Ich glaube nicht, daß Theiner seine Vorgänger erreicht. Er ist zu hastig.

Laß Dir nun einen tragischen Vorfall erzählen, der sich neulich in Trastevere ereignete. Ein Handwerksmann war in einem unsittlichen Verhältnisse mit einer Weibsperson und versprach ihr, sie zu heirathen, sobald sein Weib todt sei, was gewiß in Bälde geschehen werde. Wochenlang trug er Arsenik bei sich, und lauerte nach einer günstigen Gelegenheit. Mann und Weib setzten sich zum Abendessen, und die Suppe war eben auf die Teller herausgeschöpft, als die Frau aus dem Zimmer abgerufen wurde. Hurtig streut nun der Bösewicht den Arsenik auf ihre Suppe. Er wird aber ebenfalls gerufen. Das Weib kehrt vor ihm zum Essen zurück und sieht zwei todte Fliegen in ihrer Suppe. Sie beseitigt die Fliegen, es ekelt sie aber, diese Suppe zu essen. Sie denkt sich: der Mann weiß nichts davon, daß Fliegen darin lagen. Und so tauscht sie die Suppenteller. Sie ißt die Suppe des Mannes; er kommt und ißt — die Suppe seines Weibes. Sehr bald zeigt sich die Wirkung des Giftes, und mit Entsetzen hört er die Umtauschung der Teller. Er bekennt sein Verbrechen, die ärztliche Hülfe war fruchtlos, er beichtet noch und stirbt. . . .

Rom den 21. Sept. 1857.

Innigstgeliebter Freund!

Dießmal ist es ungewöhnlich lang geworden, daß ich Dir nicht geschrieben habe, obgleich mir Dein Brief so erfreuend und erquickend war. Ich war um Dich sehr besorgt. Meine Phantasie zauberte mir schon Deine Erkrankung und Deinen Tod

vor und sie hielt bereits die Leichenrede, worin Dein Werth und mein Verlust ausgedrückt wurde. Wie tröstlich war mir daher Dein Brief! Gott sei Dank, daß die Sache dießmal so glimpflich ablief. Wenn mich Todesphantasien anwandelten, ist es kein Wunder. Drei liebe Landsleute starben ja hier so rasch nacheinander dahin. Ueber Meßmers Tod schrieb ich an den Bischof und an Mitterutzner: denn dieser Letztere war der vertrauteste Freund des Verblichenen. Die nöthigsten Notizen für die Schützenzeitung oder ein heimathliches Kirchenblatt werden wohl aus jenen Briefen mitgetheilt worden sein. Schönherr und Andere werden mir es hoffentlich nicht verargen, daß ich über Meßmer einige Worte in die Allgemeine gab. Er verdient ja vor ganz Deutschland einen ehrenden Nachruf. Ich sah früher stets mit einer angenehmen Stimmung auf den Abhang des Berges hinaus, wo Albano liegt; jetzt werde ich wehmüthig, so oft ich hinausblicke: der Gedanke an des Freundes Grab verdrängt mir jeden andern Eindruck. In Albano liegt auch der Bildhauer Krismair begraben. Meßmer ging am Samstag (22. Aug.) noch spazieren; am Sonntage blieb er aus Schwäche im Bette; Abends verschied er. Die Lunge war zerfault. Das Halsleiden war vermuthlich nur Folge. Ich hoffe, daß ich ermächtiget werde, ihm einen etwas würdigen Grabstein zu setzen. Jeder Deutsche, der nach Rom kömmt, besucht Albano, und jeder Tiroler geht dann gewiß zu Meßmers Ruhestätte. Sein Grab ist innerhalb der Kathedralkirche. R. I. P. — Dieser Todesfall hat mir viele Geschäfte verursacht, und sie sind noch nicht zu Ende. — Inzwischen hatten wir auch die Quarantora,*) das Requiem für Brunner, Beleuchtungen und Te Deum für den Papst: so rollt ein bunter Wechsel von Dingen vorüber und schleppt mich mit. Bei der Quarantora lernte ich einen seltsamen Mann kennen. Ein Caplan von S. Lorenzo in Damaso, etwa 44 Jahre alt, Namens Nina, liest täglich nach 4 Uhr die hl. Messe, um 5 Uhr früh erscheint er in jener Kirche, wo das Allerheiligste eben ausgesetzt ist, kniet im Chorhemde, nur selten sich aufstützend, den ganzen Tag vor dem Altare bis gegen 10 Uhr Abends, wo einige Mitglieder der Bruder-

(* Die 40stündige öffentliche Andacht zum Allerheiligsten.

schaft der Anbetung des a. h. Altarssacramentes einziehen, um mit Gebet die Nacht zuzubringen; der „adoratore perpetuo“ geht dann nach Hause und nimmt die nöthigste Nahrung. Diese Lebensart führt er nun 9 Monate lang. Manchmal glüht sein Gesicht in jugendlicher Röthe; sonst ist er blaß und abgezehrt. Doch hat er einen heitern Humor. Bei der Prozession am Schlusse muß man ihm zwei Knäblein in Chorhemdchen an die Seite geben. Er will eine Anstalt gründen zur Erziehung von armen Knaben, die, ohne Eltern und ohne Wohnung, in zerlumpten Kleidern in der Stadt herumschweifen, um zu betteln oder zu stehlen. Um die Gnade zu erflehen, jene Anstalt zu Stande zu bringen, übt er diese wundersame Andacht.

Wir haben nun wieder viele Gäste: den Bischof von Eichstätt mit seinem Regens Seminarii, seinem Secretär und Bedienten; einen Pfarrer und einen Pfarrvicar aus der Diöcese Würzburg; einen Professor und einen Caplan aus Paderborn; einen Pfarrverweser aus Baden. Dieser brachte mir ein Brieflein von unserem einst vielverfolgten Wolf aus Donaueschingen. Der Bischof ist etwa 58 Jahre alt, sieht noch sehr gut aus und ist ungemein liebreich. Er hat den König Max und seinen Bruder Otto erzogen. Obgleich aus dem Hofe hervorgegangen, hat er doch die Hofgunst für seine Bischofspflicht preisgegeben: dies beweist, daß im Manne ein Gehalt ist. Wir können gegenwärtig nicht so viele Gäste unterbringen, wie sonst d. h. wie seit 2 Jahren, weil viele Zimmer nicht benützt werden können, indem daselbst noch gebaut wird, auf Kosten des Kaisers, meine Wohnung mit einigen Gastzimmerchen. Bei Tisch haben wir viel Unterhaltung und diese angenehme Aufregung wirkt erfrischend bei mir ein auf Leib und Seele.

Es wird Dir unwahrscheinlich vorkommen, daß ich unter diesem Gewirre von äußerlichen Geschäften studieren konnte: und doch habe ich in Bibliotheken sehr viele Stunden zugebracht. Sie sind mein Asyl. So sehr ich den Annalisten Raynaldus hochschätze, habe ich ihn neulich doch bei einer Parteilichkeit für Urban VI. entdeckt. Ich legte dem P. Theiner den casus vor und meine Einwendungen. Er gab mir recht und sagte traurig: „Der brave Raynaldus hat sich eben nicht getraut, die Wahrheit herauszusagen.“ Ich

bin nun aber entschlossen, mich rücksichtslos an das Wahre zu halten. Verdrießlichkeiten bereite ich mir gewiß; aber — in Gottes Namen. — Der Superior der Rosminianer hat mir heute zwei Broschüren zugeschickt; vermuthlich schreibe ich über Rosmini zwei Aufsätze für die Allgemeine: über das Leben Rosmini's; über seine Philosophie. Soweit ich mich bisher auskenne, hat er das Verhältniß der Philosophie zur Theologie, wie es innerhalb der Kirche sein soll, im Wesentlichen getroffen. Die Rosminianer sind äußerst rührige Männer, eben so wissenschaftlich als praktisch, eben so ascetisch als gesellig. Ihr Orden als solcher hat kein Vermögen: einzelne Mitglieder sind in Foro externo die Privateigenthümer. Deßhalb kömmt ihnen die piemontesische Regierung nicht bei. – Neulich war ich bei dem Marchese Campana zum Mittagessen eingeladen. Die übrigen Gäste waren die Cardinäle Reisach und Altieri; der Erzbischof Bedini; der Archäolog Visconti und ein Herr aus Spanien — Wir speisten in einem Gartenhause. Die Villa hat eine große Sammlung von plastischen Kunstwerken; der Garten ist mit Statuen belebt. Campana hat die kostbarste Vasen-Sammlung, die man kennt. Die Unterhaltung war ungezwungen und heiter. Altieri sprach ungescheut seine Antipathie gegen Frankreich aus. Der neue Botschafter Grammont flößt Besorgnisse ein. Er sei ein Gesinnungsgenosse Cavour's. Daß Napoleon gerade ihn schickt, hat seinen Grund. Sogar der hl. Vater ist bekümmert. Ich bekam davon auf eine seltsame Weise Kenntniß: ich darf aber noch davon nichts niederschreiben: später einmal werde ich es Dir wohl mittheilen können.

Der Anlaß zu jener Einladung war übrigens nur ein eigennütziger: die Frau des Marchese, eine Engländerin, verehrt mit besonderer Vorliebe die hl. Elisabeth von Thüringen und wünschte in unserer Kirche dieser Heiligen einen Altar zu errichten. Darüber wollte sie mich sprechen Ihr Wunsch ist nicht ausführbar. Ich machte ihr in der Folge meine Visite im Palaste. Das ist eine kaiserliche Pracht! Durch eine lange Reihe von Zimmern, die mit allerlei Kostbarkeiten und Kunstwerken prangen, wurde ich eingeführt, bis ich endlich zum Adyton der Herrin gelangte. Gesprochen hatte ich mit ihr schon früher einmal, als der Cardinal

Reisach mich mitnahm, die künstliche Marmor-Erzeugung, die der unternehmende Marchese mit Glück betreibt, zu besichtigen. König Ludwig von Baiern war damals auch anwesend; Reisach stellte mich ihm vor. Die Frau Marchese ist eine junge, schöne, kindlich fromme Dame; sie versteht auch deutsch; ich mußte aber mit ihr italienisch sprechen, so ungern ich es that. Sie will mich öfter einladen. Gott behüte mich davor! .... Platner hat nun für ein zweites Jahr ein kais. Stipendium (1200 fl. CM.) erhalten. Dieß freut mich herzlichst. Auf Platner kann Tirol stolz sein. Er macht immer neue Fortschritte. Jeder neue Carton übertrifft den vorgehenden. Seine Predigt Petri am Pfingstfeste ist erstaunlich schön! Der Himmel, den er jetzt entworfen hat, gleicht ganz dem Werke des Cornelius ohne Schmälerung der Selbstständigkeit. Die Anbetung des neugebornen Heilandes durch Hirten, und die 3 Weisen hat er in Farben skizzirt: die Wahl der Farben könnte nicht gelungener sein; sie heben die Figuren plastisch vom Grunde und von einander ab. Auch Flatz malt ein großes Bild, durch welches er sich selbst übertrifft. Es gibt hochachtbare Kunstkenner, die unserm Flatz — innerhalb seines Kreises von Darstellungen — Alles in Allem genommen den Vorzug vor Overbeck einräumen und vor jedem andern Künstler in Rom.

Rom den 15. Oktober 1857.

(In diesem Schreiben kommt Flir noch einmal auf die gedrückte Volksstimmung zu sprechen, welche damals in Tirol herrschte und ihren Ausdruck in einem vielverbreiteten „Auswandererliede" fand — er schreibt:) — Das Innthaler Lied lautet entsetzlich. Ich bin froh, daß ich nicht mehr in Tirol bin. Diese Stimmung der Leute und diese Sucht nach Auswanderung betrübt mich. Dem Lande ist schwer zu helfen. Die Zeit der Ausnahmszustände ist vorüber, und die Gleichstellung ist unser Ruin. Das ist die Frucht des Fortschrittes vom Concreten zum Allgemeinen, von der Geschichte zur Theorie. Der Stein der Weisheit, der das Eine mit dem Andern harmonisch verbindet, ist noch nicht entdeckt. . .

Mehrere Tage war ich unwohl: es war ein Anfall rother Ruhr. Ich mußte einen Arzt rufen, verabschiedete ihn

aber so schnell, daß er stutzte. Er wollte die Behandlung hinausziehen, wie wenn ich ein hysterisches Frauenzimmer wäre. Ich aber ließ mir ein Glas Wein bringen und schloß die Thüre ab. Richtig kam der Doktor. Der Bediente sagte: „Ja, jetzt hat er sich schon eingesperrt, und da macht er nicht mehr auf.“ Der Wein verschaffte mir einen guten Schlaf; Tags darauf trat ich dem Arzte lachend entgegen; die Natur half des Weitern selbst nach, und seit gestern bin ich, Gott sei Dank! wieder vollkommen gesund. Hr. Dr. Bereiter (aus Innsbruck) wurde hier durch einen ähnlichen Anfall aus Rom gescheucht.

Am Namensfeste des Kaisers (der Geburtstag wird hier nicht gefeiert) war ich beim kaiserl. Botschafter zur Tafel geladen. Die Diplomaten Rom's schimmerten in Uniform und Dekorationen. Auch Antonelli war anwesend. Dagegen beim Fest-Hochamte, welches ich den Msgr. Sylvestri halten ließ, war kein fremder Diplomat zugegen. Die Herren bezeugen ihre Gesinnung zu Oesterreich lieber durch Schmaus als durch Gebet.

Bei uns wohnen wieder viele Gäste. Der Bischof von Eichstätt erzählt mir manches Interessante. Als Erzieher der Prinzen Max und Otto gewann er in dem Grade eine diplomatische Rolle, daß, als es sich um den griechischen Thron handelte, die Depeschen an ihn gingen und die griechischen Gesandten mit ihm verhandelten, freilich nur soweit es die Religion des Königs und seiner Nachfolger betraf. Er sollte auch den jungen König nach Athen begleiten: aber als er schon soviel als reisefertig war, lief ein russischer Protest ein. Der gute Bischof kann übrigens Rom wenig genießen; denn ein Auge hat schon den Staar, und das andere beginnt ihn zu bilden. Er sieht weder in die Ferne noch in der Nähe. — Ein sehr interessanter Tischgenosse ist Prof. Hergenröther aus Würzburg. Er weiß unermeßlich viel, machte viele Bekanntschaften und disputirt mit Gewandtheit. Von Tübingen kam ein sehr lieber, gemüthlicher junger Gelehrter, „auf Kosten der Regierung.“ Er bleibt ein Jahrlang bei uns. In Würtemberg gährt eine gewaltige Aufregung der Protestanten gegen die Convention mit Rom. Der König behauptet, die Kammer habe sich in diese Angelegenheit, die keine allgemeine sei, sondern

nur die Katholiken betreffe, nicht einzumischen, und der Cultusminister hat diese Ansicht im Staatsanzeiger verfochten. Aber die Protestanten sagen, eine solche Begünstigung der Katholiken ruinire die Reformation; selbst gutgesinnte katholische Rechtsmänner sagen: die Sache müsse vor die Kammer gebracht werden, weil die Convention selbst auf Abänderung bestehender Gesetze, die zur Verfassung gehören, hinweise. Wie nun der König diesen Widerstand bemeistern wird, wollen wir sehen. Er muß siegen oder abdanken.*) Der Stadtpfarrer von Stuttgart, der sich gewiß in dieser Sachlage gut auskennt, schrieb mir einen Brief voll der besten Zuversicht.

Die Bibliotheken sind während des ganzen Oktobers geschlossen; sie werden erst gegen den 15. Nov. wieder geöffnet Ich frequentire inzwischen die Bibliothek der Oratorianer, die nur aus Gefälligkeit zur Benützung einigen Wenigen geöffnet wird Die Wirren des großen Schisma stimmen mich meistens melancholisch: der Stoff ist mir widerlich, aber ich kann mich ihm nicht mehr entziehen. Vermuthlich wird meine Abhandlung über Theodorich v. Niem früher fertig, als die Geschichte der Anima. Mit der Abschreibung des Bruderschaftsbuches (ein Folioband) bin ich nun endlich nächstens zu Ende. — Das war eine saure Arbeit! Ein Abschreiber war nicht zu haben; die Schrift ist oft äußerst schwer leserlich. Zugleich copire ich aus der Fülle meiner Archiv-Excerpten die zum Drucke geeigneten Urkunden. Mich in das Studium der ganzen Zeitgeschichte, mit welcher unsere Anstalt in Zusammenhang gerieth, hineinzuwerfen, war mir ein unwiderstehliches Bedürfniß, obwohl mich Reisach und Andere zum Abschlusse treiben wollten. Die Mühe ist groß, aber ich lerne viel, und das Werk gewinnt dadurch doch ein wissenschaftlicheres Aussehen und ein lebendigeres Interesse. Inzwischen sammle ich, so gut es noch angeht, bei Antiquaren Monographien über Rom's Alterthümer und Heiligthümer. Denn ich werde dringend und oftmals aufgefordert, in dieser Beziehung Denen, die

*) Bekanntlich ist weder das Eine noch das Andere geschehen, sondern die Convention wurde einfach dem Drängen der zelotischen Kammermajorität geopfert.

Rom besuchen, Etwas an die Hand zu geben. Wenn mir Gott meine bisherige Stellung und Gesundheit noch geraume Zeit gönnt, so will ich mit Freude und Rastlosigkeit arbeiten. Thätigkeit ist Leben. Mir geht es besser als je. Ich bin nun frei und die Anstalt wächst unter Gottes Segen .. Ich wünsche auf diesem Posten zu bleiben, bis ich sterbe.

Ich begleite nun hie und da Herrn v. M. und dessen Frau (aus Südtirol) bei Besichtigung der Stadt. Ich war in der sechsten Gymnasialklasse Hofmeister dieses Herrn und ich hatte ihn sehr lieb. Seine Frau ist sehr verständig und voll Gemüth. Er selbst ist eine Kunstnatur, eigentlich Musiker, aber erglühend für alles Schöne und Erhabene. Ich konversire äußerst gerne mit diesen beiden Lieben, und ich bedauere nur, daß ich nicht mehr freie Zeit habe. Frau v. M. ist eine vertraute Freundin der Maria v. Mörl: sie hatte die Hände dieser oft in ihren Händen und besichtigte die Wunden, die durch die Hände und Füße hindurchgehen, ganz genau. Maria v. Mörl hat auch die Seitenwunde. — Alle Thiere, die sie mit ihren Händen berührt, werden zahm und sanft. — Solche Thatsachen wird man nach einigen Jahrhunderten wieder als Legendenkram ansehen. — Alois Arnold, ein Sohn des alten Malers Arnold in Innsbruck, malt für die Decken meiner neuen Zimmer die vier Cardinaltugenden und die drei theologischen Tugenden. Er copirt recht brav. Neulich arbeitete er in einem fürstlichen Palaste zu Braciano, und verdiente sich soviel, daß er für den Winter gedeckt ist. Platner nimmt sich seiner ungemein freundlich an; auch Flatz. Wenn Du Gelegenheit hast, so mache es dem alten Arnold zu wissen und grüße mir ihn. —

Rom den 4. Dez. 1857.

Innigstgeliebter Freund! — Du wunderst Dich, daß ich Dir so oft schreibe? Du ersiehst daraus, daß ich mit Dir noch lebendig verbunden bin. Du hältst mich noch mit Tirol zusammen. Das Vaterland würde ich zwar immer lieben; aber meine übrigen Freunde und Bekannten würden mir keine Hand in die Ferne reichen, die ich ergreifen könnte, und so würde der äußere Rapport mit der Heimath mir entzogen, wenn Du nicht wärest und getreu der Alte bliebest.

Also Ihr waret besorgt um mich und glaubtet, ich fange an für Rom allzusehr zu schwärmen? — Daß ich aus Ehrgeiz und gemeiner Tendenz ein Enthusiast für Rom werde, hat hoffentlich doch Keiner von denen, die ich achte, sich gedacht. Wenn ich aber bei redlichem Willen in eine Schwärmerei verfiele, die doch nicht ohne Aufschwung wäre, was wäre da viel zu bedauern? Ich wenigstens bedauere Keinen, der für Rom's grandiose Bedeutung und Wirklichkeit auflodert und durch dieses Feuer sich selbst in untergeordneten Dingen etwas verblendet. Ich bin zwar für Affekte sehr empfänglich, aber nicht für eine habituelle Dauer derselben, wenn sie vor dem Verstande nicht Stich halten. Der Kunstenthusiasmus erlischt mir nicht, er glüht vielleicht wärmer als je: der Enthusiasmus für den Katholicismus ist auch größer geworden, und vor dem Papstthum habe ich allerdings in der Nähe einen Respekt bekommen, wie ich ihn früher nicht hatte. Die übrigen Zustände Rom's, die wissenschaftlichen, die kirchlichen, die sittlichen — habe ich langehin wenig beachtet aus Mangel an Interesse und Gelegenheit; bei dem längern Aufenthalte wurde ich gezwungen, Manches zu beobachten, und meine freimüthigen Aeußerungen sind schon sehr oft, in und außer dem Hause, anstößig befunden worden. . . . Besonders schien ich exaltirten Köpfen aus Westphalen und den Rheinlanden viel zu nordisch gegen den Süden, viel zu rationalistisch und zu modern gegen den alten ehrwürdigen Scholasticismus, und bei meiner Liebe für Klassiker und Kunst viel zu heidnisch in der Metropole der Christenheit. Ihr erseht daraus, daß ich im Wesentlichen so ziemlich der Alte bin. Und wer — in meinem Alter wird denn so leicht die Farbe wechseln, wie ein Chamäleon, und die Gestalt, wie ein Polyp? Auf eine ernste Opposition bin ich übrigens in jenen Beziehungen doch noch nirgends gestoßen, und selbst meine Artikel für Theiner haben mir wenigstens keine offene Feindschaft zugezogen. Man behandelt mich allseitig mit einer Achtung, die sehr oft mich in Verlegenheit setzt. Daß Pio **IX.** seine ausgesprochene Absicht, mir eine Anerkennung zu geben, noch nicht ausgeführt hat, erklärt sich einfach aus dem Umstande, weil der Abschluß der Sacra Visita erst abgewartet werden muß. Ich weiß bereits, was mir zugedacht ist. Ich lege

aber auf solche Dinge so wenig Werth, daß ich bereits depreciirt habe und noch depreciiren werde ... Inzwischen bin ich Canonicus von St. Anastasia geworden: so heißt die Kirche, von welcher Cardinal Reisach den Titel hat. In der hl. Nacht soll ich dort das Amt halten. Ich bitte Dich aber, in den Tiroler Zeitungen davon ja nichts zu erwähnen. Ich muß ja sonst als ein recht eitler Mensch erscheinen, wenn solche Dinge über mich veröffentlicht werden, die man nur aus meinen Briefen schöpfen konnte. *)

Der Entwurf der neuen Organisation unserer Anstalt ist nun endlich vollendet; Reisach hat ihn geschrieben Der Plan wird nun vom Staatssekretär Antonelli und wahrscheinlich vom Papste selbst besichtigt; dann geht er an den Kaiser und kehrt wieder hieher zurück in den Vatikan zur endgültigen Approbation. Diesem Vorschlage gemäß werde ich, nur unter dem Cardinal-Protektor stehender, Vorstand der Kirche und der drei Häuser für Priester und Pilger, dann Präses der Verwaltungscommission für alle übrigen Besitzungen der Anstalt. Der Botschafter theilte mir neulich eine Depesche des (k. k.) Cultusministeriums und des Ministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten mit, worin die Regierung ihre Wünsche ausspricht. Darin ist rücksichtlich meiner das Beste gefordert, ebenso, wie es der Cardinal selbst schon im Entwurf angesetzt hat . . . Cardinal Reisach und ich harmoniren wie zwei Freunde. Er hat in Heidelberg und Göttingen studiert; es steckt eine reiche Gediegenheit deutschen Wesens in ihm; er ist zwar römischer als ich, aber meine Glossen verletzen ihn nicht . . . Und so glaube ich denn, daß ich von Rom nicht mehr fortkomme, und dasselbe besagt auch mein ganz eigenthümlicher, unglaublich bestimmter Traum, der mir in Wien mein Schicksal ankündigte in jener Zeit, wo Thun die Absicht hatte, mich beim Ministerium anzustellen.

Auch mit dem Ministerium des Innern komme ich nun noch in Berührung. Vorgestern erhielt ich nämlich ein Schreiben von dem Ministerialrath Bernhard Ritter v. Mayer.

*) Jetzt — bald fünf Jahre nach dem Ableben Flir's — glaubte der Herausgeber diese Stelle anführen zu können, ohne die einem Verstorbenen schuldige Pietät zu verletzen.

Er macht mir zu wissen, daß die Wiener Ztg. nun in einer großartigen Neugestaltung erscheinen werde als Journal ersten Ranges: das Ministerium des Innern selbst nehme das Werk in die Hand; keine Kosten werden gescheut. Ich werde dann in höchst nachdrücklicher Weise aufgefordert, zu einer regelmäßigen Correspondenz aus Rom mich zu entschließen: man mache es mir zur Pflicht, man lege mir's auf das Gewissen. Ich habe bereits zugesagt, nur gegen eine allzustricte Auslegung des Wörtleins regelmäßig. habe ich mich verwahrt. Diese Correspondenz wird mich manche Nachtstunde kosten. — Seltsam! ich war eben Willens, von aller Betheiligung an Zeitungen mich zurückzuziehen. Denn die Allgemeine hat neulich (Nr. 323, 19. Nov.) das Visir ihres heidnischen Gesichtes gelüftet daß ich erschrak. Ich meine jene Einschaltung der Redaktion in „die neuesten Nachrichten aus Ostindien," wo dem Christenthum der universale Weltberuf unumwunden abgesprochen wird. Eine solche Ansicht eines Einzelnen kann ich geduldig ertragen, aber als Ausspruch einer Redaktion erscheint sie mir wie ein Aushängeschild: „Zum antichristlichen aber geistreichen (?) Heidenthum." In diesem Hotel will und kann ich kein Gast sein. Leider hatte ich gerade einige Stunden vorher als ich dieses Blatt las, einen Aufsatz über des Cornelius Lady Macbeth nach Augsburg gesendet.

Denke Dir, jener Marchese Campana, bei dem ich vor einigen Wochen neben Altieri und Reisach speiste, sitzt seit 5 Tagen in Haft! Als Direktor des Pfandhauses (Monte di Pietà) entlehnte er aus der Kasse für seine Bauten, Kunstankäufe und vielfachen Unternehmungen — allerdings mit schriftlicher Erlaubniß des Exfinanzministers Galli — enorme Gelder: das Defizit beläuft sich auf mehr als 500,000 Scudi. — —

———— —

Rom den 2. Jänner 1858.

— — Ich bedauere, daß N. seine Opposition so erbittert ausübt, so wohlbegründet auch seine oppositionelle Stellung sein mag. Er kann dadurch weder sich noch dem Lande etwas Gutes schaffen. Durch einige Selbstbeherrschung

würde seine eminente Begabtheit zur Anerkennung kommen; dann, wenn er im warmen Dunst des Vertrauens stünde, könnte er Ideen seiner Gegnerschaft successive hervortreten lassen und wirksam machen. Ebenso ist es Schade, daß er den Zeloten Anlaß gibt, ihn einen Freimaurer zu schelten. Wer ein Mann des Volkes werden will, muß im Wesentlichsten mit diesem Volk homogen sein. Er braucht kein Frömmler zu sein, aber er muß als entschiedener Katholik erscheinen und sich bewähren ... Mit dem Vorwurf des Pharisäismus sollte N. jedenfalls zurückhalten; er müßte denn bei gescheidten Männern den Katholicismus für eine innerliche Unmöglichkeit und somit nothwendig für Heuchelei halten Daß Mancher mit Pharisäismus bei der — Zeitung mitwirken wird, ist leicht möglich, aber die Intention, welche ihr die Richtung gibt, ist gewiß keine pharisäische, sondern eine solche, wie sie nach dem Princip des vernünftigen Katholicismus sein muß. Eben deßhalb aber wird diese Zeitung kein Glück machen: die Welt hört nur gerne, was sie selbst denkt: das Wort des Heilandes erwahrt sich nach allen Seiten. Eine eigentliche durchgreifende Weltverbesserung halte ich für unmöglich, aber es würde noch schlimmer, wenn das Wahre und Gute keine muthigen Vertreter mehr hätte. Ich verliere meine Liebe zum irdischen Dasein immer gründlicher — dieser Wust von Wahn und Lüge wird mir immer ekelhafter. Sage daher zu mir nicht: „Du hast eine Zukunft vor Dir;" — ich will keine, mir graut vor jeder Zukunft! ich wünsche mir nichts als ein gutes Ende.

Man scheint in Wien überhaupt der Presse eine sittlichreligiöse Richtung geben zu wollen. Rauscher selbst nimmt den „Volksfreund" in seine Hand; Briefe, die etwa für die „Wiener Zeitung" eine zu prägnante Freimüthigkeit haben würden, werden in jenem Blatte ihre Aufnahme finden: ich könne da frei von der Leber reden. Das glaube ich nicht... Besorgt übrigens nicht, daß ich mit Journalberichten Zeit und Kraft vergeuden werde; das bleibt nur Nebensache und hat doch das Gute, daß ich angeregt werde, das Leben um mich herum genauer anzusehen, — mein Hang zur Zurückgezogenheit und Einsamkeit würde mir schädlich werden.

Die Güntherianer beginnen also jetzt ihre Rache.

Sie wollen Rom zur Verurtheilung ihrer Gegner zwingen. „Pantheismus" ist das Feldgeschrei dieser Sionswächter. Sie verirren sich durch diese Anläufe nur in neue Sackgassen, um sich den Kopf nochmals wund zu rennen. Man weiß hier recht gut, was unter diesem Eifer steckt. K. schrieb mir neulich aus Bonn, den Theologen sei ungeachtet seiner Unterwerfung die Frequentirung seiner Vorlesungen untersagt; er sei dadurch nur von einer Controle befreit, die ihn stören müßte; die Wahrheit der Günther'schen Principien werde sehr bald siegreich sich herausstellen. — T. schrieb mir auch, wie es sich denn mit der päpstlichen Verdammung der Lehre von Seele und Geist verhalte? Ob diese Verdammung etwa erst in Bologna erwirkt worden sei? Sie sei ja rein philosophischen Charakters u. s. w. Meine Antwort wird ihm vielleicht nicht gefallen: ich schrieb „von der Leber weg." — Wir haben jetzt einen eingefleischten Güntherianer bei uns, den Dr. Prof. Watterich von Braunsberg (bei Königsberg). Er schrieb eine im „Centralblatt" hochgerühmte Geschichte der Gründung des deutschen Ordens und ein Büchlein über Gottfried von Straßburg, worin er nachweisen will, daß der sinnliche Minnesänger Franziskanermönch geworden sei. Watterich ist ein talentvoller junger Mann; wir kommen sehr gut mitsammen aus, so verschieden auch unsere Denkungsart ist. Er will hier die Regesten einsehen zur Geschichte der Päpste in der Zeit der Hohenstaufen. Die Regesten selbst wird er schwerlich bekommen. Man muß angeben, was man will. Theiner sucht es dann auf und läßt es abschreiben; der Historiker soll sich mit diesen Abschriften begnügen! Er muß sie zudem enorm bezahlen, 9 Paoli für den Bogen, d. h. beinahe 2 fl. CM. Das ist ein arger Uebelstand! Obgleich Theiner mich wie einen Liebling behandelt, habe ich doch für meine Zwecke kaum eine bessere Aussicht. Theiner will mir aus den Regesten Alles abschreiben lassen, was sich auf Theodorich von Niem bezieht, ich selbst bekomme aber die Regesten nicht: es sei verboten. Ich sollte auch das berüchtigte Diarium des Johannes Burkard haben: das versperren sie wie ein gefangenes Teufelchen. Ich mache aber doch für meine Themata bald da bald dort einen Fund; es häuft sich interessanter Stoff. Die Verarbeitung ist das Leichteste; das Sammeln kostet

Mühe. Jetzt sind leider bis nach Epiphanie alle Bibliotheken geschlossen. — Das Wetter ist wie Lenz. Gestern machte ich mit Reisach wieder einen großen wonnigen Spaziergang in der schönsten Gegend. — Lebe wohl! Schreibe mir recht bald. — P. S. Es sind jetzt zwanzig Heirathspaare aus Tirol und Baiern hier: sie machen mich zum Bettler.

Rom den 20. Jänner 1858.

— Deine Nachrichten über die Universität (zu Innsbruck) waren mir sehr interessant, und ich bitte Dich, wenn Du zum öftern Schreiben Dich nicht leicht entschließen kannst, unserm lieben S. Mittheilungen über Hochschule, Gymnasium, Museum an die Hand zu geben. Daß die Professoren-Collegien mit ihrer Autonomie ohne Beisatz sich nicht halten werden, habe ich mir längst gedacht; ich schlug daher in Wien Directoren vor, aber mit der Bedingung, daß dieselben aus den Professoren ausgewählt werden, und daß ihr Amt sich nur auf Controlirung beschränke. Graf Thun entschied sich zu meinem Bedauern damals für geheime Vertrauensmänner! Die Professoren der Wiener Hochschule wollten ihre damalige Autokratie behaupten: wer zu viel begehrt, verliert am Ende auch noch das, was billig wäre. Ich meinerseits danke Gott, daß ich aus dem Professorenthum glücklich entkommen bin, und ich begreife es sehr leicht, wenn auch Du nicht ungerne der Lernfabrik den Rücken kehren möchtest. Was mir eine Professur ekelhaft macht, wäre nicht so sehr das Verfahren der höchsten Behörden. Unter dem vormärzlichen Druck alles Aufschwungs und jeglicher Freiheit habe ich doch glückliche Jahre des Professorlebens genossen. Biedere Collegen und gemüthvolle Studenten sind das Nächste gewesen, was mich umgab und was ich empfand. Sind diese Bedingungen des Glücks in Ordnung, dann läßt sich das Uebrige leicht ertragen, und mitten in der Maschine von Maßregelungen kann man sich bei nur einigem Muthe doch ziemlich bewegen. Aber die Collegen, wie sie gewöhnlich sind! Die Studenten, wie sie wurden! Dieser Egoismus der Einen — dieser Hochmuth der Andern — diese Lieblosigkeit beider — das ist es, was mich aufreiben würde, wenn ich es aushalten müßte! — — Das Wirksamste

zu meinem vieljährigen Lebensglücke in Innsbruck war aber wohl Deine und S.'s Freundschaft.

Ich bleibe Euch dankbar für alle Liebe bis in den Tod. Ihr seid auch jetzt noch mein Trost im herben Dasein. Mir geht es zwar vortrefflich hier in Rom: ich unterhalte mich köstlich mit unsern Gästen aus allen Ländern, Bibliotheken öffnen mir die reizendsten Schätze, und Gallerien sind mir Paradiese; aber Etwas vermisse ich doch recht oft in meinem Glücke — Dich und S.! — Ich bin ein Gemüthsmensch, das sehe ich wohl: mein Herz sucht ein verwandtes Herz; der Focus meiner Zufriedenheit liegt nicht im Kopfe, sondern in der Brust. Wäret Ihr da — säßen wir beisammen unter einem Lorbeerbaume, sähen wir gemeinsam diese Schönheit der Natur, diese klassischen Monumente — dann bliebe mir kaum mehr ein tieferer Wunsch mehr übrig. Euch vermisse ich; aber wenn Ihr meiner gedenkt, und wenn Ihr mir Zeichen dieses Andenkens gebet, dann habe ich Euch doch noch gewissermaßen, und Ihr seid mir ein Trost! —

Ich nannte das Dasein herb, und schilderte mein Glück. Der scheinbare Widerspruch löst sich nur im Geständnisse, daß mein Inneres düsterer geworden. Wird es Abend in mir? Ist es schon die Dämmerung, die der Nacht vorangeht? Ist dieser herbe, bittere Ernst — des langen Lebens Frucht? — Doch ich breche meinen Monolog ab, und trete aus der Wolke des Phantasirens herab auf den Boden der alltäglichen Wirklichkeit, wo nicht mehr vom Innern die Rede ist, sondern lediglich vom Aeußern. — Meine Correspondenz an die Wiener Ztg. habe ich seit Wochen sistirt, weil man mir die Zeitung nicht zugesendet hat. Schumacher theilte mir im Tiroler Boten den Nachdruck meines Briefes vom 26. Dez. mit. Ich ersehe daraus, daß man meine Kritik über den Prediger Felix getilgt hat; aus den „falben" „spitzen, bänderumwundenen Hüten der Pifferari" machte man Falten, Spitzen u. s. w. Das ist eine Barbarei! Die Redaktion in Augsburg versteht ihr Geschäft, das muß man sagen. Ich bedauere nur, daß sie ohne Nothwendigkeit Dinge einmischt, welche ihr den Zorn der Bischöfe und unzähliger Katholiken zuziehen. Der Artikel des hier lebenden jungen Gregorovius über Subiaco hat hier eine Entrüstung erweckt, daß seine Ausweisung zu besorgen war.

Er ist ein unheimlicher, hochmüthiger, in sich zerrissener Patron; er lebt von der Feder und muß daher rasch arbeiten. Alle Spaziergänge und Conversationen dienen ihm nur zum Stoffsammeln. Ich sah ihn nur einmal bei Spithöver, sprach ihn aber noch nie. Graf Perez aus Verona ging mit ihm traulich um und gewann ihn lieb, so divergirend ihre Grundsätze waren. Perez wurde Rosminianer und steckt unterm Dreispitz im Talar. Gregorovius widmete ihm dennoch sein neuestes Werkchen — „Euphonion," wenn ich nicht irre.

Die Stelle des preußischen Gesandten von Thiele vertritt gegenwärtig der rühmlich bekannte Herr v. Reumont. Er hat sich neulich bei Prof. Watterich, der bei uns wohnt, genau über unsere Anstalt erkundigt, und äußerte seine lebhafte Freude über den Zustand der Dinge, der ihn überraschte. Vielleicht mache ich mit ihm Bekannschaft. Thiele ließ mir durch Cornelius sagen, er wünsche mich persönlich kennen zu lernen. Ich ging aber doch nicht zu ihm hin. Will er mich kennen lernen, so soll er zuerst zu mir kommen, Diplomaten sind ja auch nur Erdensöhne. Der baierische Gesandte behandelt mich äußerst wohlwollend; auch der (kais.) Botschafter behandelt mich sehr anständig, aber von einem traulichen Verhältnisse gestaltet sich nichts. Die Agentie sammelt sich an unserer Anstalt. Sehr viele Bischöfe — von Speyer bis Bosnien — wenden sich an die Anima. Der Caplan Dompieri besorgt alle diese Geschäfte, und mit dem Ertrage bezahlt er die noch übrigen Schulden, die nur noch eine Kleinigkeit betragen. Für uns behalten wir von diesen Geldern nichts . . . Bischof Juncker von Alton in Nordamerika wohnt bei uns: er ist aus Lothringen gebürtig, aber ganz deutsch gesinnt. Er ist erzürnt über die gewaltsame Französirung seines Heimathlandes. — Der französische Klerus hier in Rom sagt, die Rettung Napoleons (beim Orsini'schen Attentate) sei kein Zeichen himmlischer Approbation, sondern nur eine Warnung: er lasse vom Christlichen offenbar nach . . .

Rom den 22. Februar 1858.

— — Ich fühle leider an mir eine düstere Macht der Natur. Es sammelt sich manchmal eine Schwere um mich, die mich zu-

sammendrückt und mit Finsterniß erfüllt. In solchen Momenten wird mir selbst die Sonne schwarz. Diese Gefangenschaft löst sich wieder auf einige Tage; dann umstrickt sie mich von Neuem. Ich bin nicht gesund und werde vielleicht in Bälde krank. Habe daher Geduld mit mir, wenn ein Brief gerade in unglücklicher Stunde gebraut wird. Wahrscheinlich zog ich mir dieses Uebel durch allzuvieles Sitzen und Studieren zu. Wenn nicht der Cardinal Reisach mich zu einem Spaziergange zwingt, mache ich keine Bewegung als den Gang zu den Bibliotheken und den Heimweg von dort. Selbst den lieben guten Flatz besuche ich wochenlang, ja monatelang nicht. Auch diese Studier-Leidenschaft ist eine Narrheit; der Zeitgeiz ist eben auch eine Vornirtheit. Ich habe dadurch schon Viele beleidigt. Eigentlich sollte ich immer als Cicerone mit Ankömmlingen in Rom herumspazieren; Alle machen diesen Anspruch, die mich früher kannten oder hier kennen lernten: mit Widerwillen opfere ich manchen Tag: Alle aber sagen mehr oder minder laut, ich sei ein Zeitfilz. Das ist der Dank. Der Bischof von Triest wohnt bei uns. Er ist ein Krainer, im besten Alter, freundlich und weltgewandt. Dagegen reiste heute der Bischof Juncker von Alton (am Missisippi) ab; diesen Mann habe ich sehr lieb gewonnen. Er ist etwa 48 Jahre alt, sieht aus wie ein Engel, ist von Lothringen gebürtig, aber deutsch gesinnt, für Nordamerika enthusiastisch eingenommen, obgleich er die vielen Uebelstände nicht mißkennt. Der gute Mann fand hier den Trost nicht, den er suchte. Der Papst empfing ihn ungnädig . . . Der Bischof kehrte bestürzt zu uns zurück und klagte mir mit Thränen den unerklärbaren Vorfall. Er begab sich dann zum Cardinal Barnabò, den Präfecten der Propaganda. Dieser kennt den Werth des ausgezeichneten, hochverdienten Missions-Bischofs. Er sagte sogleich, da müsse eine Verwechslung obwalten: er werde mit Sr. Heiligkeit sprechen. Er that es am andern Tage. Wirklich war es so. Es ist noch ein anderer Bischof von America hier; Pio IX. sah ihn für diesen an. Er ließ ihm sein Bedauern melden und schickte ihm einen Kelch, ein Ciborium und 400 Frcs. als Präsent. Aber eine zweite Audienz wurde dem gekränkten Bischof nicht angeboten. Von der berühmten Freundlichkeit des päpstlichen Angesichts sah er keine Spur. Er

meinte, mit materiellen Geschenken sei er wenig getröstet. Er ist und bleibt über Rom verstimmt. Ein Pfarrer, der ihn begleitet, aus Hannover, ein kindlich naiver Mann, mit dem ich bei Tisch manchen Spaß gemacht, hatte vor Rom einen Respekt wie vor dem Himmel und vor dem Papste wie vor Gott Vater. Er bat den Papst um ein Andenken. Er bekam nichts. Nun ärgerte er sich so zornvoll, daß ich ihm Häresien und Schisma in seinen Ausbrüchen nachwies.— Sein ironischer Ausruf lautete nun wiederholt: „O Rom, wie schön bist Du!" Der vorerwähnte Cardinal Barnabò ist einer der Wenigen, die durch Geist und Energie, Biederkeit und Offenheit sich auszeichnen; er spricht auch vor dem Papste gerade so wie er denkt, und Männer dieser Art wären eigentlich die Lieblinge des Papstes, wenn er sie hätte.

Der Druck des neuen Werkes des P. Theiner war bedeutend vorgerückt: da legte ein Mitglied der die Bögen revidirenden Commission, der Dominikaner P. Dosa, plötzlich Protest ein: es sei nothwendig, unter den Text erläuternde Anmerkungen zu setzen und diese Anmerkungen wolle er machen. Er setzte seinen Willen durch. Theiner entließ die Arbeiter, ist innerlich verletzt, muß aber äußerlich sich ruhig und unterwürfig geberden. Er kam wiederholt zu mir, sein Herz auszuschütten. Wir durchschauen das Intriguenspiel so ziemlich; aber was ist zu thun? Pio IX. hat sein Wort und seine Auctorität für das Werk vor Monarchen und Bischöfen schon eingesetzt; er ist auch persönlich von jedem Pedantismus fern: er will die Ausführung des Werkes. Aber Theiner druckt nicht mehr auf's Gerathewohl; er will erst alle Anmerkungen abwarten. Ist dieser Aufschub ein Versuch zur gänzlichen Hintertreibung? — Theiner hat sich inzwischen vom Schlage wieder etwas erholt. Er will nun, um seinen Dank für die von unserm Kaiser empfangenen 3000 Scudi an den Tag zu legen, jene Documente drucken, die dem Hause Oesterreich angehören. Er hat sie bereits ausgeschrieben. Sie geben einen hübschen Folio-Band. Ein Hinderniß ist da kaum denkbar. Doch wer weiß . . . Ich schrieb heute in dieser Angelegenheit an Rauscher.

Gegen mich ist der hl. Vater wohlwollend. Er sprach sich neulich gütig über mich aus. Ich lebe übrigens sehr zurückgezogen. Werde ich heute gelobt, so kann ich morgen

getadelt werden. Erhebt man mich Morgens, so kann man mich Abends stürzen. So sind hier die Dinge unsicherer als eine Luftfahrt. Wer hier einigermaßen glücklich sein will, muß auf alles Aeußere, habe er es oder habe er es nicht, resigniren und seinen Halt in Gott und in sich suchen.

Der Carneval ist regnerisch. Die Bibliotheken sind geschlossen. Ich habe nun hübsch viel excerpirt. Der breite Plan, von dem mich Reisach zurückziehen wollte, verschlang mich. Es wurde mir eine Art von Nothwendigkeit. Die Geschichte unserer Anstalt wird nur lebendig, wenn ich die Beziehungen Deutschlands zu Rom einflechte. Ich habe nun die Zeiten von 1349 bis 1517 durchgemacht. Wenigstens lerne ich Etwas. Das Werk wird der strengen Einheit entbehren, aber es gibt eine Reihe interessanter Bruchstücke.

Die Correspondenz für die Wiener-Zeitung mußte ich wieder aufnehmen. Ich verwende darauf keinen eigentlichen Fleiß, sondern ich schreibe, wie es mir eben aus der Feder fließt. Ich bekomme Briefe von allen Seiten, und würde ich alle beantworten, so wäre ich hiemit allein vollauf beschäftigt. In Rom habe ich wohl schon gar viel erlebt! Was werde ich noch erleben? Vermuthlich geht's so fort, bis es aus ist. Ich sehne mich nach Einsamkeit und Ruhe; aber ich möchte in Rom bleiben. Nach Tirol zieht es mich nicht. Die dortigen Verhältnisse gefallen mir nicht. Gott sei Dank, daß ich abkam. Es war gerade zur rechten Zeit.

Rom den 16. März in der Nacht. 1858.

— — Unser bisheriger Reggente (Präses) der Anstalt ist, wie Du weißt, Cardinal geworden und zwar Kroncardinal von Oesterreich besoldet, weil der Papst sonst noch nicht gewillt war, ihm den Purpur zu verleihen. Was Se. Majestät hiezu bewogen hat, weiß ich nicht — doch R. hatte mir schon bei seiner Anwesenheit in Rom gesagt: „Man wird ihn zum Cardinal machen, dann seid Ihr all' Anima frei!" . . . Ich gratulirte dem neuen Cardinal mit meinen Caplänen in seinem Hause, erschien bei jedem der vier Ricevimenti gestern und heute im Palazzo di Venezia, und lasse. an den üblichen 3 Tagen Kirche und Haus beleuchten Diese Höflichkeit, die man von mir vermuthlich nicht erwartet hatte, machte allem Anschein nach einen guten Eindruck . .

Uebermorgen (Donnerstag) ist der Schluß der Feierlichkeiten. Morgen soll ich den Exequien des Cardinals von Lemberg in der polnischen Kirche beiwohnen. Am Freitag muß ich predigen; dazu Visiten und Commissionen. Die Exerzitienpredigten vom Dienstage der Passionswoche bis zum Dienstag der Charwoche nimmt mir zum Glück der liebreiche Cardinal Reisach ab, dem ich überhaupt für alles Wohlwollen nicht genug dankbar sein kann. Die Biederkeit und Liebe dieses Herrn übersteigt auch das beredteste Lob. Er ist hier für mich wie ein sichtbarer Patron vom Himmel herab. Nur wäre ein Himmelsbewohner vermuthlich nicht so heiter und irdischnatürlich; er würde sich nothwendig etwas „metaphysisch" geberden.

Die neue Organisirung der Anstalt, wie der Cardinal Reisach sie entworfen und der hl. Vater vorläufig approbirt hat, wird in Wien auf keine wesentlichen Schwierigkeiten stoßen. Die Einwürfe, die man machen wird, kenne ich schon aus einem geheimen Aktenstücke, und sie sind unerheblich. Die Beamten verlieren allerdings ihren Einfluß; aber dafür vertritt nun der Rector selbst das Interesse Oesterreichs. Reisach hätte diese Rectorsstelle mit diesen Befugnissen schwerlich zugegeben, wenn ihn nicht sein Wohlwollen für mich verleitet hätte, mehr zuzugeben, als den übrigen d. h. nichtösterreichischen Deutschen lieb sein wird, und mehr, als Oesterreich nach der historischen Rechtslage beanspruchen konnte. — Vergib, daß ich so viel Raum für diese Geschichte verbrauche: aber diese Angelegenheit ist nun einmal ein Stück meines Lebens, und es ist mir ein Bedürfniß, mich bei vertrauten Freunden darüber auszusprechen.

Wir haben schon lange einen jungen Priester aus Galizien bei uns: das ist ein edler, frischer Bursche, offen und bieder wie ein Deutscher, aber rascher und feuriger. Die Polen haben etwas Jugendliches und Ritterliches an sich; Manche aber sind halbverrückte Phantasten. Ich lernte auch solche kennen. — Gestern ist der Bischof von Budweis hier angekommen: er soll ein ausgezeichneter Mann sein, Liebling des Cardinals Schwarzenberg; er ist lebhaft, heiter, freundlich. Der Bischof von Triest hat uns vor vierzehn Tagen verlassen; ich sah diesen Krainer anfänglich mit einigem Mißtrauen an, aber je genauer ich ihn kennen

lernte, desto mehr lernte ich ihn achten und lieben. Er hat einen scharfen Verstand und einen frischen Muth. Wir werden uns Beide nicht mehr vergessen. — Im Sommer wird der Bischof von Paderborn kommen und bei uns wohnen. Das Leben all' Anima ist voll Bewegung und Abwechslung. Für mich ist es eine Schule von Beobachtungen. Nur raubt die Conversation viel Zeit; ich lasse mich aber nicht zu tief ein und ziehe mich zu meinen Büchern zurück, wo und wie ich kann. Für einen eigentlichen Practikus bin ich längst verloren: meine Natur concentrirt sich immer in sich selbst und in ihrer eigenen Welt — die wirkliche Welt stört und verwirrt mich nur.

Ich möchte sie bloß an mich herankommen lassen, wie die Schwalben das Wasser — nur nippen, — nicht mehr. Ausgenommen sei die Kunst; da sehe ich mich nie satt; ich könnte wochenlang vor schönen Gemälden und Statuen weilen bei Wasser und Brod. Aber das Geräusch der Welt, das Gewirre des Volkes auf den Strassen, die materiellen Geschäfte, allzuviele Gesellschaft mit Leuten, wie sie kommen und gehen — das ist mir widerlich. Die Natur blicke ich mit Wonne an; da ich sie aber zu wenig verstehe, so befriedigt sie mich nicht. Von Reisen und allzuweiten Spaziergängen bin ich daher kein Freund.

Beda Weber's Tod hat auch mich schauerlich überrascht. Er ist früh geschieden. Er bleibt im Andenken. Tirol verdankt ihm eine mächtige Anregung des geistigen Strebens. Er war weder Philosoph, noch Historiker, noch Poet, aber ein Geist voll Feuer und Schwung und ein tüchtiger Mann im Schildern. Marienberg war für ihn zu eng und Tirol zu klein: wäre er unter großartigern Verhältnissen aufgewachsen, so wäre ein Mann nach Art des alten Görres aus ihm geworden. Er hat rastlos gearbeitet — er ruhe im Frieden! — Du frägst, ob ich mit meiner Geschichte bald zu Ende komme? Ich bin jetzt mit dem Excerpiren der Materialien zur Einflechtung der detaillirtesten Zeitgeschichte im Jahre 1523 beschäftigt. Ich excerpire aber freilich auch sehr viel, was ich zum vorgesteckten Zweck nicht brauche. Die neuere Zeit werde ich vermuthlich schneller durchgehen. Da habe ich viel Detail schon in den Akten des Archivs. — Ob ich einen Führer für christliche

Anschauungen Rom's schreiben werde? Ich sammle Stoff: mein Leben reicht aber zur Verarbeitung schwerlich mehr aus. — —

Rom den 22. April 1858.

Innigst geliebter Freund! — Gestern erhielt ich Dein werthestes Schreiben vom 15. d. M., und heute stehe ich schon am Schreibepulte, um Dir zu antworten. Zuvörderst aber spreche ich noch meinen innigsten Dank aus für das liebe Briefchen unsers theuersten J. . . . Lebhaft war meine Freude, als ich darin seinen Entschluß wahrnahm, aus dem Getriebe der egoistischen Außenwelt sich zurückzuziehen und in Liebe, Freundschaft und Studium das stille Lebensglück zu wahren. Ich war früher ein Feind des Quietismus; aber je mehr ich die Welt durch Erfahrung kennen lerne, desto lieber bleibe ich im Stillen und sage mit Archimedes: „Störet mir meine Kreise nicht." Meine Zimmerthüre ist meistens abgeschlossen; Vertrautere klopfen an die Wand, bis ich meine Eremitage öffne. Besuche mache ich nur, wo ich muß; mit den Wälschen habe ich nichts zu thun und mit den Deutschen nicht viel. Die unruhigen Hausgeschäfte besorgt mir mein lieber Dompieri, eben so die Agentie für 21 Bischöfe: ich führe nur eine da und dort mäßigende, beschwichtigende Oberleitung und vertrete die Anstalt bei der päpstlichen und österreichischen Regierung. Wirklich kam ich nun, wie Ihr aus den Zeitungen ersehen habet, in Gefahr, aus dieser Muße herausgerissen zu werden. Ich erhielt im Anfange März einen Brief vom Bischof von Speyer, den ich hier kennen gelernt und innig lieb gewonnen habe: er schrieb im Auftrage von Frankfurt, die dortige katholische Kirchenvorstehung habe mich einstimmig zum Stadtpfarrer gewählt und der Bischof von Limburg habe seine freudige Beistimmung schon ertheilt; der gute Bischof (von Speyer) ermunterte mich, aus Liebe zur guten Sache die Mühe auf mich zu nehmen, wenn nicht noch wichtigere Gründe mich an der Anima zurückhielten. Anfangs April kam ein ähnlich lautendes Schreiben von Mainz, aus der Feder des Domcapitulars und Regens Moufang, im Auftrage des Bischofs Ketteler, der von Frankfurt aus ebenfalls angegangen worden war, mich zur Annahme der Wahl zu bewe-

gen. Endlich kam ein Schreiben aus Frankfurt selbst, vom Senior der dortigen Kirchenvorstehung: „Die ganze Gemeinde wolle mich zum Pfarrer: ich müsse an dieser Einstimmigkeit einen Ruf Gottes erkennen und er beschwöre mich daher, die Wahl anzunehmen: Beda Weber selbst habe mich vorgeschlagen und der Bischof sei ebenfalls einverstanden; der Senat habe sich zufrieden erklärt und die katholischen Residenten des Bundestages hätten die Wahl gebilligt, der österreichische, Graf Rechberg, Bundespräsident, habe sogar versprochen, in Wien Schritte zu thun zu meiner Entlassung in Rom." — Ich habe geantwortet, daß ich durch ein mir unerklärbares Vertrauen dieser Art tief gerührt sei, und daß ich einer so liebreichen Gemeinde bereitwilligst meine schwachen Kräfte widmen würde: aber Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich habe — hauptsächlich in Folge meiner Berichte — der Anstalt wieder den allgemein deutschen Charakter verliehen, habe mir eine bedeutende Besoldung angewiesen, habe mir eine prachtvolle Wohnung zu adaptiren befohlen und habe zur Möblirung derselben vor Kurzem eine große Summe genehmigt: ich sei mit der Anstalt vertraut, ein Wechsel des Rektors würde wenigstens jetzt, wo die begonnenen Reformen noch nicht abgeschlossen sind, mißlich sein, zudem liege der Organisations-Entwurf eben zur allerhöchsten Prüfung und Unterzeichnung in Wien: unter diesen Umständen werde mir Jeder in Frankfurt beistimmen, daß ich jetzt nicht vor den Kaiser treten und um meine Entlassung bitten dürfe. — Dem Botschafter sagte ich vom Ganzen kein Wort. Dem Grafen Thun zeigte ich meine Ablehnung an, und bat unter Einem, den mir von Sr. Heiligkeit privatim bereits zuerkannten Rang eines Prelato domestico ablehnen zu dürfen, da ich für einen solchen Titel nicht die gehörigen Geldmittel besitze und das nöthige Ansehen auch ohne rothen Hutband zu behaupten hoffe. Noch habe ich keine Antwort erhalten. . . . .

Die Stelle in Frankfurt habe übrigens große Schwierigkeiten. — Beda habe viel gelitten und er sei Willens gewesen, sich nach Tirol zurückzuziehen. Die Kirchenvorstehung, die Gemeinde, der Senat, die Diplomaten, der Bischof, die Protestanten 2c. 2c.! — Vielleicht auch noch Bauschulden! — Gott leite und füge nun diese Angelegenheit wie er will. —

Meine geschichtliche Arbeit geht langsam vorwärts: ich bin mit den Excerpten der einschlägigen Zeitgeschichte erst im Jahre 1536. Freilich gehen die neuern Jahre rascher. — Ich schreibe aus meiner reichen Excerptensammlung die wichtigsten Urkunden zur Drucklegung ab; das ist mir eine lästige Arbeit. — Abends nach Tisch — also nach 9 Uhr — lese ich mit einem Priester aus Luxemburg französisch. Das Italienische hat mir die französische Sprache viel mundrechter und werther gemacht. — Mit dem lebhaftesten Interesse lese ich Mommsens römische Geschichte. Ich kaufe mir fort und fort Bücher und Bilder; diese Sammlung wieder nach Norden zu schleppen, wäre höchst unbequem. Wäre ich doch in jungen Jahren nach Rom gekommen! In Tirol hatte ich zu wenig Anschauung und ich war an Hülfsmitteln zu arm. Jetzt bin ich zu alt: — es ist zu spät.

Rom den 23. Juni 1858.

Innigst geliebter Freund!

Tausend Dank für Dein werthestes Briefchen vom 17. d. Mts., das ich so eben erhalten habe. Dein Namensfest ist morgen; die Johannes-Feste vermischen sich immer in meinem Kopfe und ich wäre auch heuer wieder im Unklaren geblieben, wenn nicht ein gleichzeitig ankommendes Briefchen unsers lieben Sebastian mich aufmerksam gemacht hätte. Dein Glück ist eine wesentliche Bedingung meines Glückes und mir scheint, mein Gefühl für Dein Wohlbefinden ist lebhafter als für mein eigenes. Aus diesem Bekenntnisse kannst Du ahnen, wie innig meine Wünsche sind und wie die süße Gewohnheit der Freundschaft mir zur Natur geworden.

Fortsetzung am 24. Eine unvermuthete Unpäßlichkeit befiel mich gestern und ich mußte abbrechen. Heute befinde ich mich besser, obgleich noch nicht ganz in Ordnung. Noch zwei andere Priester unseres Hauses wurden unwohl; die Hitze ist eine Plage. Das Klima von Rom ist überhaupt sehr unangenehm: ich weiß nicht, ob der Winter widerlicher ist oder der Sommer. Nur Frühling und Herbst sind paradiesisch. Am Antonius-Tage waren Anton und Antonia v. M., Anton Sch. und Plattner und ich zu Tisch geladen bei unserem lieben Flatz. Bevor wir uns setzten, wurde dem zarten Gebhard (Flatz) unwohl. Er fiel in Ohnmacht und kaum hatte er sich

aus derselben erholt, befiel ihn eine zweite, fürchterliche: alles Leben wich aus dem Gesichte und dieses war wie bei einem Sterbenden fahl und eingebrochen: die Augen grausig glotzend und sich rollend, dann erstarrend, als stünden sie auf immer stille. Ich begann die Absolution zu sprechen. Es war eine entsetzliche Scene. Sch. lief mit seinen langen Beinen um den Arzt, und er brachte ihn so schnell, als hätte er ihn, wie der Engel den Habakuk, beim Schopfe durch die Luft getragen. Flatz kam wieder zu sich. Der Arzt frottirte ihm die eiskalten Arme. In der Nacht erfolgte eine starke Blut-Entleerung. Der Arzt meint, ein Blutgefäß sei geborsten; die Ansammlung des Blutes habe die Ohnmacht verursacht; hätte sich das Blut nach oben ergossen, wäre Schlag und Tod unvermeidlich gewesen. Flatz befindet sich nun ziemlich wohl, aber er ist entkräftet und kann sich nicht vorsichtig genug vor schädlichen Einflüssen hüten. Scirocco, Gewitter, Hitze, ein Gang von 300 Schritten, der kleinste Diätfehler und alles Mögliche afficirt ihn. Ich wäre trostlos, wenn ich ihn verlöre. Auch für die Kunst wäre sein Tod ein großer Verlust. Flatz steht jetzt in seiner Vollreife und Alles, was er jetzt macht, ist in seiner Art vollendet. Daß sein Fiesole nach Innsbruck in das Museum bestimmt sei, konnte ich nicht erwähnen, weil diese erste Ausführung ihm mit Gewalt abgekämpft worden. So holdselig dieses Bild ist, befriedigt es mich doch nicht: es ist ganz subjektiv, Alles ist Flatzisch: der Charakter des Fiesole und seines Styls kömmt nicht zum Vorschein. Das Bild muß lediglich als Symbol der christlichen Kunst gelten und zwar speciell der des Flatz. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen ist das Bild vollkommen. Malen kann nicht leicht Jemand wie Flatz. Riedl aus Bayern ist zwar der berühmteste Colorist, aber sein Colorit gleicht den Bravour-Arien der Virtuosen. Mir wäre es lieber, wenn Flatz ein anderes Bild für das Museum malen würde: z. B. eine Madonna, die von Cornelius und Overbeck bewundert wird.

Hast Du meine Replik auf die Polemik gegen Achtermann gelesen? Leider sind Druckfehler eingeschlichen und die Redaktion hat mehrere Stellen gestrichen und zwar eine, die gerade einen Stachel enthielt. Derjenige, der den Achtermann über Phidias erhoben, *) ist Apostat und Protestant. Ach-

---

*) In einem Aufsatze in der Allg. Ztg.

termann ist jetzt wieder vollkommen getröstet und er dankte mir in seiner eigenthümlichen, nachdrücklichen Weise, indem er mir fast die Hand zerquetschte.

Die Redaktion der „Wiener-Zeitung“ hat überhaupt mit meinen Artikeln eine saure Arbeit, um sie für die hohen und höchsten Kreise zu adjustiren: aber dazu ist sie gezwungen. Mich wundeite es, daß sie dem Berichte über die römische Hochschule ihre Spalten geöffnet. Ich habe, um mich nicht zu ruiniren, die objective Wahrheit mit einigem Flitter umhängt und diese Maskirung ist so gut gelungen, daß der „Volksfreund“ mit einer anerkennenden Einleitung den Artikel abdruckte und ein blöder Correspondent der „Allg. Ztg.“ meinte, ich habe einen Panegyricus beabsichtigt. In Bälde folgt ein Bericht über das römische Collegium; dann gehe ich zu andern Anstalten über, und wenn das Allgemeine und Statistische erledigt ist, gehe ich erst in das Detail ein. Ohne Anlaß würde ich derlei Dinge nur oberflächlich beachten: die Zeitungs-Correspondenz nöthigt mich zur genauern Umschau und dieser Vortheil ist das eigentliche Motiv, warum ich dem sonst lästigen und widerlichen Geschäfte mich unterziehe.

Also Du wünschtest, daß ich den Ruf nach Frankfurt angenommen hätte? Die Angelegenheit ist noch nicht absolut abgethan. Die Verhältnisse, die mich in Frankfurt erwarten würden, sind zwar sehr abschreckend: die Hände des Pfarrers sind durch die s. g. Kirchenvorstehung gebunden; die Katholiken sind in zwei — beinahe — feindliche Lager getheilt; der Senat dominirt auch über die Kirche; die Protestanten werden desto bitterer, je eifriger ein Pfarrer mit seinem Klerus sich rührt. Der Bischof von Limburg ist eben Willens, mit den Regierungen von Nassau und Frankfurt Conventionen zu schließen und er hat mir geschrieben, daß er auf meine Mitwirkung rechne. Hier in Rom habe ich die angenehmste Stellung, die sich nur wünschen läßt: Freiheit, Muße, Geld und Achtung; dazu die klassische Gegend, die Kunstwerke, Künstler, interessante Gäste; die Großartigkeit des kirchlichen Lebens in seinen Monumenten, Erinnerungen, Functionen, und namentlich in der Central-Regierung, die mit der weiten Welt in der engsten Verbindung steht. Dennoch war ich bereitwillig, nach Frankfurt zu gehen; das einstimmige Vertrauen der Gemeinde und des Bischofs rührte mich; eine angestrengte Thätigkeit in Predigt und

Beichtstuhl, Schule und Krankenbesuch reizte mich; bei den Wälschen und namentlich bei den Römern werde ich mich stets als Fremdling fühlen: mein Herz ist deutsch und schlägt für Deutschland und wird dorthin gezogen. Aber — wenn ich von hier fortgehe, so ist die mühsam gegründete und unter tausend Hindernissen aufgerichtete Neugestaltung unseres Institutes in Gefahr, rasch wieder zu zerfallen; der wunderbare Segen, der mich unterstützte, gilt mir als ein Beweis, daß dieses Werk von Gott approbirt ist; der Kaiser hat mit wahrhaft kaiserlichem Hochsinne der Anstalt und mir so viel Huld erwiesen, als sich nur wünschen ließ; die Statuten der Reform, die der Kaiser selbst postulirt hat, sind ihm eben zur Genehmigung unterbreitet. Wenn ich in diesem Augenblicke und unter diesen Verhältnissen um meine Entlassung bat: — wäre ich nicht als ein der Anstalt ungetreuer, als ein gegen den Kaiser undankbarer Mensch erschienen? Ich leistete daher, ohne mich beim Botschafter oder in Wien anzufragen, auf Frankfurt Verzicht und gab die eben erwähnten Motive an. Zuerst sandte ich die Ablehnung der Kirchenvorstehung ein, weil von ihrem Senior die Aufforderung zur Annahme an mich ergangen war. Dann kam ein Schreiben vom Bischof von Limburg, worin er mit ergreifenden Gründen mich zur Annahme zu bewegen suchte, mit dem Beisatze, er und die Kirchenvorstehung werden sich an den Kaiser von Oesterreich wenden; der Präsidial-Gesandte habe die beste Mitwirkung zugesagt. Der Senior schrieb mir dieses Letztere ebenfalls und beschwor mich, dem Bischofe ja keine negative Antwort zu geben, bevor eine Erklärung in Wien abgegeben sei. Es verging ein Monat; in Wien schwieg man; Rauscher schrieb an den Bischof von Verona, ich sei in Rom nothwendig, mein Abtreten wäre mir aber nicht zu verargen, wenn man selbst jetzt noch mich nicht geziemender anerkenne. Ich machte mir ein Gewissen daraus, eine so lange Vacatur der Pfarrstelle zu veranlassen und sandte dem Bischofe die Bitte ein, bei der Wichtigkeit jener Stelle sie ohne weitere Rücksicht auf mich zu besetzen. Vor einigen Tagen schrieb er mir, er habe die beste Hoffnung, die Einwilligung des Kaisers zu erlangen und er lasse mich nicht mehr frei, wenn nicht der Kaiser sich weigere, mich zu entlassen. So stehen die Dinge. . . . .

Ruf hat mich mit der Riesen-Gratulation nicht wenig überrascht. Ich wähnte, ich sei in Tirol längst verschollen. . . .

— Besonders dem lieben, unvergeßlichen Vater S. meinen Gruß. Dem lieben „Toni" B. nachträglich noch meine Gratulation zum Namensfeste. Wie lebt er? Er ist in Innsbruck zu isolirt. Warum rührt er sich nicht? Doch der „Weise" liebt die „Ruhe". Was hat man in Wien? Nicht einmal eine so gute Luft wie im „Bärenland."

Rom den 2. Juli 1858.

— — Um des hochw. Herrn v. N. nicht abermals zu vergessen, will ich sogleich in capite epistolae ihm endlich das Betreffende melden. Ich sprach rücksichtlich der frommen Crescentia von Kaufbeuern mit dem Cardinal Reisach, der als ehemaliger Erzbischof von München diese Angelegenheit genau kennt. Se. Eminenz versichert, Crescentia sei nie in die Zahl der Seligen aufgenommen worden; Rom habe die Beatifications-Verhandlungen auf immer unterdrückt: es sei daher nicht erlaubt, das Bildniß jener gottseligen Jungfrau zu irgend einer öffentlichen Verehrung auszustellen oder aufzuhängen. Ich bedauere, daß ich dem eifrigen Verehrer dieser Klosterfrau nichts Angenehmeres melden kann und ich empfehle mich seinem Wohlwollen und Gebete. —

Anton Sch. . . reist nach einigen Tagen von Rom über Florenz nach Hause. Er hat in Rom viel Gutes sich angeeignet und namentlich für seinen Charakter eine, wie ich hoffe, dauernde Grundlage gewonnen. Das Glücklichste für ihn war es, daß er bei Flatz wohnen konnte. Das Uebel, welchem der zarte Flatz neulich beinahe erlegen wäre, hat sich als der s. g. Morbo nero herausgestellt. Man versichert, daß von Hundert kaum Einer aus dieser Krankheit mit dem Leben davon komme. Flatz ist noch schwach, geht aber bereits aus und begibt sich nächstens in's Gebirg nach Rocca di Papa. Unsere Anstalt war inzwischen auch arg heimgesucht. Priester und Bedienten erkrankten oder wurden wenigstens unpaß. Gott sei Dank, nun sind wir Alle wieder wohl. Das Wetter hat sich etwas abgekühlt.

So eben erhielt ich wieder ein Schreiben von einem katholischen Advokaten aus Frankfurt. Die Versicherung der „Schützenzeitung" Nr. 74, daß ich nun entschieden auf

die Pfarrstelle Verzicht geleistet habe, hat ihn gewaltig aufgeregt und er bestürmt mich um eine beruhigende Erklärung. Die Entscheidung hängt vom Kaiser ab und Se. Majestät hat noch nicht gesprochen. Ich weiß nicht genau, woran ich bin. Die Winke und Andeutungen, die man mir sub rosa von Wien aus gibt, bleiben am Ende ohne Verwirklichung, und man läßt mich vielleicht auf meinem Posten, weil ich unter den dermaligen Umständen nicht leicht zu entbehren wäre. Man sagt, Graf L. komme als Uditore hieher; er ist mir zwar geneigt, aber es würde sich gegen meine Selbstständigkeit eine Conspiration von sehr hohen Personen bilden, der ich wohl am liebsten ausweichen möchte. Ich weiß aber noch nicht gewiß, ob die Neuigkeit von L.'s Ernennung wahr ist. Aufrichtig gesprochen, würde ich vor jeder Auszeichnung, die mich in meiner Muße und Ruhe incommodiren würde, erschrecken und gegen eine dieser Art habe ich bereits deprecirt: aber meine sauer erworbene Selbstständigkeit auf meinem Posten soll mir Niemand antasten; diese allein will ich, sonst nichts. Es ist aber nicht leicht, mich aus meiner Selbstständigkeit zu verdrängen: Kaiser und Papst müßten schon getroffene Entscheidungen wieder zurücknehmen: das wird doch schwerlich geschehen.

Am Sonntage soll ich einen Ausflug nach Ariccia machen, um mit mehrern Deutschen bei Overbeck dessen Geburtstag zu feiern. Der gute Overbeck sei noch immer schwächlich und bei seinem vorgerückten Alter —69 Jahren — ist zu besorgen, daß er sich nicht mehr vollständig erholt. Auch Cornelius wohnt in Ariccia. Platner war von ihm neulich eingeladen, am Peter- und Paulfeste, mit mehrern Künstlern bei ihm zu speisen. Ende Juli reist er nach Triest ab, um sich dort mit seiner Wienerin trauen zu lassen und sie dann hieher zu bringen. Der Schwiegervater bestreitet die Kosten des Unterhaltes der Tochter: aber Platners Freiheit ist nun doch dahin.

Meine historischen Excerpirungen gehen seit geraumer Zeit nur langsam vorwärts: bald ist die Bibliothek geschlossen, bald bin ich verhindert oder nicht gelaunt, sie zu frequentiren. Ich bin jetzt im 3. Foliobande des Laderchius, beim Jahre 1570. Theiner hält mich mit süßen Versprechungen hin: er gibt mir wohl dann und wann ein Buch oder eine Ab-

schrift; aber was ich eigentlich benöthige, die Regesten, gab er mir noch nicht; er nimmt sich — beim besten Willen — nicht Zeit dazu und er scheint auch wirklich der Muße zu entbehren. Ein Schriftsteller taugt nicht zum Bibliothekar; er beschäftigt sich sonst nur für sich und manchmal verweigert er auch Materialien, die er selbst zu verarbeiten wünscht. Der arme Mann hat übrigens hier eine Dornenstellung, von Intriguen umsponnen. Ich bewundere seine Geduld und Ausdauer um so mehr, je weniger sie von seinem Temperamente zu erwarten wäre. Mit seinem „Concilium von Trient" ist er doch wieder — mitten unter allen Hindernissen im Avanciren. Ob er zum Ziele durchbricht?? ... Je mehr ich Rom kennen lerne, desto misanthropischer ziehe ich mich von der Außenwelt zurück. Wenn nicht das Gewissen mich mit Banden belegte und mir den Gebrauch der Willkühr entzöge, könnte ich interessante Memoiren schreiben. Aber das Gewissen ist mein Tyrann und ich bin sein Sklave. —

Gestern besuchte mich der Erzbischof von Antivari in Albanien. Vom Rheinland gebürtig studierte er hier an der Propaganda und wurde Missionär in der Walachei rc. Die Zustände Albaniens sind kläglich. Er lacht über die Diplomaten, die von der türkischen Regierung eine öffentliche Ordnung erwarten. Die Katholiken stehen unter österreichischem Schutze, aber dieser Schutz sei = 0. Desto rühriger seien die Agenten anderer Mächte. Er glaubt, die slavische Länderstrecke südlich von Croatien, Ungarn und Siebenbürgen verfalle unaufhaltsam der Macht Rußlands. — Vorgestern verließ uns ein Engländer, der von Gfrörer an mich gewiesen, bei uns gewohnt hat. Er ist vom ältesten Adel, war anglikanischer Pfarrer, wurde Katholik und Priester und gibt nun für das Volk christliche Annalen heraus. Der fromme Mann scheint mir von sehr demokratischer Gesinnung zu sein. Der protestantische Charakter der englischen Regierung scheint ihn dahin zu treiben. Er heißt Formby; er spricht gut deutsch. — —

Rom den 21. Juli 1858.

Innigstgeliebter Freund! — Dein werthes Schreiben vom 12. d. M. war das Erste, was ich in meiner neuen Woh-

nung las. Wie ein guter freundlicher Talisman zog es mit mir in meinen neuen Aufenthalt ein. Ich wohne zwar etwas hoch, im 3. Stock, aber desto reiner ist die Luft. Hochgelegene Wohnungen sind deßhalb in Rom weit besser in Ehren, als in Deutschland. Ich bin mit meinen Zellen zwar auch zufrieden gewesen, eben weil ich sie als etwas Einsiedlerisches oder Klösterliches ansah, ich komme mir nun aber doch vor, als wäre ich von einem Gefängnisse befreit. Ich habe nun 7 Zimmer, von denen eines quasi ein Salon ist. Der Erzherzog-Statthalter in Innsbruck hat schwerlich eine so schöne Wohnung. Ich kann nun Vormittags und Nachmittags der Sonne ausweichen und zum Spazieren ist langer und breiter Raum. Und doch bin ich in großer Gefahr, diese liebe Wohnung in Bälde zu verlieren. Se. Majestät der Kaiser hat mich zum Uditore della Rota ernannt. Der Botschafter selbst brachte mir die Nachricht und gratulirte. Ich bat mir Bedenkzeit aus. Reisach bewog mich, den Posten anzunehmen. Und so sagte ich denn mit wenig erfreutem Herzen Ja. Denn wie sollte eine solche Beförderung, so bedeutend sie ist, wahrhaft erfreuen? In meinen alten Tagen muß ich nun noch ein Fach einstudieren, das ich von je perhorrescirte. Zwei oder drei Jahre lang werde ich juridischen Büchern beinahe ausschließlich obliegen müssen. Beiläufig ein halbes Jahr dauert das s. g. Noviziat; denn so lange werden die Verhandlungen und Abforderungen der Vorbedingungen hinausgezogen, bis das förmliche Diplom ausgestellt wird. Inzwischen genießen die Uditori die Sporteln, die mir bei jeder Sitzung zukämen: 20 Scudi für jede Causa. Jeder Uditore ist verpflichtet, auf eigene Kosten seinen Advokaten und zwei Sekretäre zu haben, mit denen er sich für jede Sitzung vorbereitet. Die Wohnung muß einen Vorsaal haben, zwei Vorzimmer, einen Thronsaal mit den Bildnissen von Papst und Kaiser, ein Conversations- oder Empfangzimmer; dann ein s. g. Studium, wo der Uditore mit seinen Gehülfen arbeitet. Diese Lokalitäten sind offiziell geboten. Meine Privat-Zimmer kann ich mir einrichten, wo und wie ich will. Das Hausthor muß zur Einfahrt der Kutschen sich eignen und von diesem Requisitum kann nur der Papst dispensiren. Der Uditore muß drei Bedienten in Livrée halten und Equipage, und zwar einen

Wagen für gewöhnlich und einen für Gala. Du staunst wohl über die Auslagen. Dafür ist aber auch das Einkommen bedeutend: 8000 fl. CM.; die Hälfte vom Kaiser, die Hälfte vom Papste. Antonelli hat dem Botschafter seine volle Zufriedenheit über meine Ernennung geäußert. Der hl. Vater ist gegen mich sehr huldvoll und sprach schon bei Anlässen sogleich von mir, er erkundigte sich sogar einmal um mein Befinden und gab dem (bei ihm angeschwärzten) Dompieri bei einer Audienz die wiederholte Mahnung: „Non fate dei dispiaceri al vostro rettore." Se. Heiligkeit hat meine Ernennung vermuthlich auch gut aufgenommen, aber ich habe noch weder von Wien noch von hier etwas Schriftliches in Händen. Wahrscheinlich kömmt von Wien ein Dekret, vom Papste dann ein Biglietto; dann erst wird die Sache publik und das Noviziat beginnt. Der Kaiser wünscht, daß ich zugleich Vorstand der Anstalt bleibe; ich hätte den Vortheil der Gratis-Wohnung; die Geschäfte müßte mir Dompieri als Vicarius besorgen. Aber es frägt sich nun, ob meine Wohnung all' Anima genügend befunden wird? Eine eigene Commission untersucht die Zimmer und ihre Einrichtung jedes neuen Uditore. Eine Einfahrt hat unser Haus nicht; drei Stufen führen zur Pforte. Reisach will mich von der Anstalt nicht entlassen, und er wird wohl beim hl. Vater alle nöthigen Dispensen erwirken. Die Stellung eines Uditore ist übrigens eine höchst unabhängige; er ist nur in der Sitzung offiziell, sonst kann er die Zeit verwenden wie er will. Sitzungen sind wöchentlich eine oder zwei. Es gibt aber viele Ferien. Das Fatale ist, daß der Uditore zugleich Prälat ist und in dieser Eigenschaft in kirchliche Ceremonien der päpstlichen Kapelle verwickelt wird. Seit sehr langer Zeit bin ich wieder der erste deutsche Uditore; für das lomb. venez. Königreich wird ein eigener Uditore ernannt und mit einer dort bestehenden Stiftung bezahlt. — O mein Freund, welche Schicksale hat das Leben! Welche Wechsel habe ich nun schon durchgemacht! . . . Der Botschafter hat mir bereits angekündigt, der kais. Hof sehe es gern, wenn ein Uditore Gesellschaften frequentire und Gesellschaften veranstalte. Ich antwortete ihm: Von mir seien derlei Dinge nicht zu erwarten, und man werde in Wien auf diese Leistung bei mir auch nicht gerechnet haben. Ich werde nur

Künstler und Gelehrte mit Theilnahme behandeln; mit Andern will ich nur verkehren, soweit ich muß.

Dieser Tage schreibe ich dem Kaiser. Man verwendet mich vermuthlich zu kirchlichen Geschäften bei Verhandlungen der kais. Regierung mit der päpstlichen; das wird meine eigentliche Aufgabe werden; das Uditoriat scheint nur Vorwand zu sein. Gott stehe mir bei. „Puer sum, nescio loqui: a, a, a!“ — Ein eigenthümliches Glück verfolgt mich in äußerlichen Dingen. Neulich besuchte ich einen kränkelnden Priester, der sonst bei uns wohnt, auf Monte Porcio (wo einst Cato seine Villa gehabt) eine halbe Stunde hinter Frascati. In Frascati gesellte sich ein deutscher Professor von Riga zu uns und erzählte, er komme eben von Rocca di Papa herab; sein Reisegefährte habe dort seine ganze Barschaft verloren oder sie sei ihm gestohlen worden. Der Unglückliche sei rasch wieder hinaufgeritten. Endlich kam er — betrübt. Er meint, die Wirthin habe die Brieftasche, die er liegen ließ, unterschlagen. Ein schöner, nobler Mann von etwa 36 Jahren. Ein Ungar. Im Waggon saßen wir uns gegenüber. Er rollte finster das blaue Auge und biß in die Lippen. Mir blutete das Herz, und ich bezeigte ihm mein Beileid. „Ah, der Professor hat mich schon verrathen!“ Sein Stolz schien beleidigt. Doch gestand er seine Verlegenheit. Ich rieth ihm, sich an den Botschafter zu wenden, und wann dieser ihm nicht helfe, so solle er nur zu mir kommen. Am folgenden Tage um 1 Uhr kam er wirklich. Der Botschafter rieth ihm zu telegraphiren. Er that es. Von Bologna kam die Antwort, der Drath sei bis Forli unterbrochen. „Was soll ich jetzt thun? Zum Botschafter gehe ich um keinen Preis mehr. Mein Ehrgefühl erlaubt es nicht.“ — „Wohlan ich strecke Ihnen das nöthige Geld vor, um hier eine Geldsendung abzuwarten.“ — „Ich muß morgen abreisen.“ — Das weckte mir Verdacht; ich sah den Herrn nochmals an und der Verdacht war geschwunden. „Mein Herr, ich verbrauche monatlich beinahe Alles, was ich einnehme; ich habe also nicht soviel Geld, als Sie benöthigen. Aber wissen Sie was? Ich kenne einen deutschen Banquier; ich führe Sie sogleich zu ihm; nehmen Sie was Sie brauchen; ich stehe als Bürge ein.“ Er war ganz gerührt und ergoß sich in Ausdrücken des Gefühls. „Und das thun Sie,

ohne zu fragen, wer ich bin?" „Ihr edles Gesicht sagt mir genug." — „Nun denn — da sehen Sie aber doch auch meine Papiere an." Oberstlieutenant-Flügeladjutant des Erzherzogs Albrecht. Ich führte ihn zu einem Herrn v. Kolb, der ihm sogleich 300 fl. in Gold ausbezahlte gegen einen Wechsel in Pesth. „Diese Geschichte will ich meinem Herrn erzählen!" Der Erzherzog sei nach Ostende; er habe inzwischen Urlaub, müsse aber am 1. August wieder sich einstellen.

Die Redaktion der Wiener-Zeitung verstümmelt meine Aufsätze mit einem Pedantismus, den ich nicht mehr ertrage Ich suspendire daher wieder die Correspondenz und nehme sie nicht mehr auf, wenn nicht von höchster Seite die Fortsetzung gewünscht wird. Vielleicht aber verträgt sich die Zeitungs-Schreiberei auch nicht mehr mit meiner neuen Stellung. Meine geschichtlichen Arbeiten zum Abschlusse zu bringen, werde ich mich aber unaufhaltsam bestreben. — Man ist jetzt auch auf der Botschaft voll Bereitwilligkeit und ein Sekretär sucht mir im Archive die Akten und Bücher auf, die sich auf unsere Anstalt beziehen. Meine juridischen Studien (tollite cachinnum!) leitet der Cardinal Reisach, der einer der tüchtigsten Juristen ist. Er gibt mir alle Bücher. Er will, daß ich mit deutschen Werken beginne, weil wissenschaftliche Gründlichkeit nur dort zu finden sei. Dann erst soll ich an hierortige Folio-Bände mich wenden. Ich muß beide Rechte studieren. Eine gute Schule wird wohl die Praxis sein. Uebrigens gilt hier der Grundsatz, derjenige Uditore sei der tüchtigste, der den besten Advokaten habe. Ich bekomme vermuthlich den des Sylvestri. Derselbe versteht auch deutsch. Nun gratulirt, oder condolirt oder thut Beides: jedenfalls schreibe bald

Deinem alten Freunde A. F.

Nachschrift: Eben eröffnete mir der Herr Botschafter, Sr. Heiligkeit habe meine Ernennung mit Vergnügen approbirt. Ach, welche Strapatzen harren nun meiner! Und welche Ausgaben! Die Doktor-Lauren juris utriusque bekomme ich ohne Prüfungen, aber nicht ohne Taxen. Die Anfangsauslagen werden sich auf circa 10—12000 fl. CM. belaufen! Orate pro me! Ich bin gesund, so warm auch Rom ist. Der Abend ist oft, wie bei uns die Temperatur einer Backstube.

Rom den 24. August 1858.

Von Dir und von S. habe ich wohlthuende Freundschaftsbriefe erhalten. Inzwischen seid Ihr nach München gerollt, habt die Welt von Kunstwerken, die alte und die neue, umwandelnd angeschaut, und sitzt nun im unvergeßlichen Stübchen der werthen Scholastica, während ich fern von Euch diese Zeilen entwerfe. Es ist eilf Uhr Nachts. — Für München, und zwar eigentlich nur für seine Kunst bin ich so innig eingenommen, daß ich zehnmal lieber in Innsbruck wäre nach Eröffnung der Eisenbahn, als es sonst möglich wäre. Glaube nicht, mein Lieber, daß ich bei den unerreichten Kunstwerken Roms gegen die Strebnisse und Erscheinungen der Kunst in andern Ländern gleichgültig werde; wir sehen hier wohl eine abgeschlossene Kunst einer vergangenen Periode, aber ein reges Kunstleben, eine Kunst der Gegenwart findet man im Großen weit mehr in Deutschland als hier. Ich meine oft, mir berste vor Zorn die Haut, wenn ich sehe, wie die hiesigen Architekten und Maler um große Preise elende Pfuschereien dem Publikum vorsetzen und oft noch die ehrwürdigen Reste alter Zeiten in Carricaturen verwandeln. Die Bildhauer verdienen mehr Achtung. Sie sind ausgezeichnete Techniker und haben mehr Ernst und Inhalt. Doch sie machen erst Anläufe zu Besserem. Eine Epoche ist noch nicht eröffnet. Mein Trost sind nur einige wenige Künstler: Cornelius, Overbeck, beide Rhoden, Flatz, Platner, Emler, Wörndle, Wittig (Protestant, Bildhauer aus Sachsen), zum Theil Steinhäuser und vielleicht noch Einige. Aber diese sind hier nur Eremiten; sie beherrschen die Oeffentlichkeit nicht, sie sind in Rom, aber sie gehören nicht zu Rom. Und so bleibt mir immer das Gefühl des Mangels eines gegenwärtigen nationellen Kunstlebens, und so paradox es scheinen mag, wenn einen Kunstfreund die Verzweiflung von Rom nach Deutschland jagt, so fühle ich doch einen solchen Zug immer mächtiger an meinem Herzen zerren. Ob nun die Wirklichkeit der Kunstleistungen in Deutschland mich befriedigen würde, weiß ich freilich nicht; aber das vielseitige Streben und die nationale Theilnahme würden mich jedenfalls erfreuen. Ich hoffe, Du wirst mir über die Kunstausstellung in München Einiges mittheilen; ein traulicher Brief von Dir gibt mir mehr Aufschluß als eine Reihe von Zeitungsartikeln. — Aus diesen meinen Aeußerungen ersiehst

Du, daß es zu einem Wiedersehen nicht nothwendig ist, auf eine Stadt in Oberitalien ein Stelldichein zu vereinbaren; wenn mir Gott das Leben noch fürder fristet, und sobald ich aus den Schulden der Einstandszeit mich losgewickelt habe, werde ich meine jährlichen Ferien von 3 Monaten (August, Sept., Okt.) wohl oft zu Ausflügen nach Norden benützen. — Liebe Freunde, wir sind nicht so weit auseinander, als es scheinen könnte; der Briefwechsel erhält uns im geistigen Verbande und noch einigemale, wie ich hoffe, sehen wir uns persönlich, bevor unsere Augen brechen. — Während nun Ihr im Achensee Euch abkühlt, bade ich mich hier in meinem Schweiße, und während Ihr in ländlicher Zurückgezogenheit frische Lüfte einathmet, muß ich als Sklave der Etiquette in Rom keuchend Visiten machen. Gestern kamen für Nardi und mich die Präsentations-Diplome; von Tag zu Tag muß ich nun das päpstliche Biglietto abwarten; dann muß ich mich in die Mantellette stecken, Sr. Heiligkeit meinen Dank abstatten, und bei allen Cardinälen und bei allen Uditori und bei allerlei Monsignori Complimente knixen. Hierauf endet zwar diese ceremonielle Plage; dafür aber beginnt eine andere: ich muß Wohnung und das Uebrige meines künftigen Haushaltes arrangiren, zugleich soll ich fleißig in juribus mich umschauen. Ich lese Arndts Pandektenlehre, die römische Curia von Bangen, das Regolamento von Gregor XVI. rc. rc. Mein Inneres sträubte sich zuerst gegen diese Studien; nun aber beginnen sie doch ihre Haken und Angel in mich einzutreiben und mich anzuziehen. Gleichwohl beschleicht mich öfters der Wunsch: „Wenn mich doch der liebe Gott in Barmherzigkeit zu sich nähme, bevor ich in dieses Widerspiel meiner Natur und meines bisherigen Lebens wirklich eingehen muß!" Daß ich — als Reggente all' Anima zu verbleiben habe, wird immer wahrscheinlicher, aber entschieden ist es noch nicht: Alles hängt vom Ausspruche des Papstes ab. Der hl. Vater hat mir inzwischen bereits zwei vertrauliche Arbeiten aufgetragen und nach Einsendung der zweiten ließ mir Sr. Heiligkeit sogar Dank sagen für die rasche Bedienung. Pius IX. ist mir seit geraumer Zeit sehr gewogen; aber die Sonne kann sich plötzlich umwölken. Wenn ich auffallende Beweise von Gunst erlange, so bricht der Neid der Wälschen und der Franzosen aus, und es werden dann sehr bald ihre Kabalen bemerkbar sein. Ich werde mich also vom Vatican ferne halten, durchaus mich nicht aufdrängen und

die Maxime der Zurückgezogenheit, die ich bisher mit dem besten Erfolg übte, auch in Zukunft befolgen.

Am 27. August. Ihr sehet, daß meine Muße zum Briefschreiben sich schmälert. Etwa zwei bis drei Wochen sind für mich eine unruhige Zeit, dann — hoffe ich — werde ich wieder Athem schöpfen. Eine Unzahl von Visiten; dazu noch Festlichkeiten all' Anima. Die neue Verfassung unserer Anstalt wird bald in's Leben treten. Der Kaiser hat sie approbirt bis auf unbedeutende Punkte, worüber nun noch Antonelli und Pius sich äußern werden. — O Ironie! Die Hauptschwierigkeit war, den Uditore, der zwischen dem Rektor und dem Cardinal-Protektor einen fixen Platz haben sollte, hinauszuarbeiten; ich sprach in einer Sitzung der Visita in dieser Tendenz mit großer Freimüthigkeit gegen die Uditori Sylvestri und Gianelli: der eine ist nun Cardinal, der andere Erzbischof und Nuntius in Neapel. Reisach hielt mit mir, und weil die Beistimmung der Uditori zum Ausschluß des Uditore nicht zu erlangen war, berief er keine Sitzung mehr und vollendete den Entwurf der Statuten autocratisch. Und nun bin ich — Uditore und soll an der Anstalt bleiben! Die Sache wird nun so gedreht: das Princip der Statuten fordert im Wesentlichen nur die Residenz des Vorstandes an der Anstalt selbst und dessen unmittelbare Stellung unter dem Cardinal-Protektor. Ob er Rektor heißt oder Reggente oder (wie mich bereits Antonelli titulirte) Presidente der Anstalt, das ist gleichgültig. So wird also jetzt der Rektor verschwinden, um dem Uditore Platz zu machen. Ich werde drei Gehülfen zur Seite haben, einen für die Oekonomie, einen für die Sakristei, einen für die Predigt und den Vorsitz bei Tisch in meiner Abwesenheit. Die bisherige Zulage von 600 Scudi, die ich als Rektor bezog, würde ich mir zur Honorirung der drei Gehülfen ausbitten. So wären zugleich nach meinem Posten die 3 wichtigsten Stellen der Anstalt für österreichische Priester gesichert. Zwei Caplaneistellen, die noch übrig bleiben und nichts bedeuten, könnte der Cardinal nach Belieben an Deutsche vergeben. Ich legte diesen Plan bereits dem Cardinal Rauscher vor, und ich hoffe, er unterstützt ihn.

Gestern erhielt ich das Biglietto der Ernennung zum Prelato domestico, heute bekomme ich vermuthlich das zum Udi-

tore. Wahrscheinlich habe ich heute Abends Audienz beim hl. Vater und bei Antonelli.

Eben heute erwarten wir die Ankunft des lieben Fürstbischofs von Brixen. Drei Ungarn, welche gestern Abends bei uns abstiegen, waren fast gleichzeitig mit ihm von Siena abgefahren; sie aber fuhren die Nacht hindurch. Wie freue ich mich auf ihn! — So oft ich an liebe getreue Freunde denke, wandelt mich eine Wehmuth an über das Zerwürfniß mit Sch. und M. Der zweite beschuldigt mich, daß ich die Ursache seines Unglücks sei, weil ich sein Büchlein nicht empfohlen habe, und der erste sah meine ämtlichen Verhinderungen und eine durch unbesonnene kränkende Worte verursachte Verstimmung als Beweis vom Bruche der Freundschaft an. Ich lege diese Unannehmlichkeiten Gott zu Füßen und bitte um Seine Gnade, daß alles Lieblose schwinde. Denn obgleich ich ein Grobian bin und hoffentlich bleibe, habe ich doch das innigste Bedürfniß, nicht nur meine Freunde zu lieben, sondern überhaupt alle meine Mitmenschen. . . .

Rom den 20. Sept. 1858.

Innigstgeliebter Freund! — Habe Dank für Dein werthes Schreiben. Mein Briefchen an Sch. sollte nach meiner Berechnung Euch noch im Achenthal treffen. Trotz meiner vermehrten Geschäfte und namentlich jetzt einer vielseitigen Correspondenz werde ich doch immer noch ein Stündchen finden, um mit Dir und J. zu verkehren. Verlaßt nur Ihr mich nicht! — Zweimal schrieb ich nun unmittelbar an den Kaiser, das erstemal für die Ernennung dankend, das zweitemal abermals dankend für 1200 Scudi Möblirungsgeld (die ich bloß in Folge eines Privatschreibens an den Herrn v. Meysenbug erhielt), zugleich aber schon wieder bittend — um einen Vorschuß von 4000 Scudi. Ich schrieb ferners an Rauscher, Thun, Meysenbug; der Brief an den letzten nahm zwei Bogen ein. Denn es handelt sich jetzt um die Anima. Für mich, d. h. für mein Privatinteresse wäre es vortheilhafter, wenn ich abkäme; aber die Sympathie für die Anstalt und das Bestreben, für Oesterreich mich dienstbereit zu erweisen, zwingen mich, gegen mich selbst zu operiren und meine Stellung all' Anima auch unter den

neuen Verhältnissen zu verfechten. Ich wünsche zum Theil, daß diese Verhandlung zum Ziele — nicht gelange; aber ich besorge, sie gelangt dazu. Man wünscht im Vatican und in Wien, daß ich bleibe. Ich habe mir jetzt nur den officiellen Ausspruch von Wien erbeten. Du legst mit Recht auf die Verhältnisse, die das Individuum verflechten, ein großes Gewicht. Ich erfahre es empfindlich genug: das Leben ist ein Schwimmen; man bewegt wohl selbstthätig die Hände und Füße, aber man wird getragen, von Strömungen wider Willen fortgerissen und vielleicht — endlich verschlungen oder an eine Klippe geschleudert. Wenn mich oft schon angedeutete Phantasiebilder nicht täuschen, so harren meiner noch ganz seltsame Schicksale. Etwas extravagant ist meine Bahn ja schon jetzt. Dem Flatz habe ich das „schwärmerische" Geheimniß, für das ich aber keinen philosophischen Schlüssel in mir finden kann, mündlich anvertraut; er war voll Erstaunen, und das Detail erschütterte ihn. Mit meiner Erlaubniß schrieb er Alles auf und versiegelte das Papier. Doch ich will abbrechen; Sch. glaubt an Vorahnungen, Du spottest darüber; ich glaube an meine Ahnung nicht, und ich wage nicht sie zu verwerfen, sondern ich bin nur neugierig über den Ablauf der Dinge. Erst wenn das, was ich gesehen und gehört, sich nicht erwahrt, dann erst werde ich lachen und zwar aus vollem Halse und mit einer Heiterkeit, wie noch nie. Unheimlich würde mir dann aber doch das Phänomenologische bleiben, das mit dem Menschen einen so außerordentlichen Spuk treiben kann, um so mehr, da er nicht Abends, sondern Morgens sich einstellte.

Der Fürstbischof von Brixen mußte mehrere Tage hindurch wegen einer Augenentzündung das Zimmer hüten. Die Muskeln, welche das Auge umgeben, schwollen auf; die Augen waren kaum mehr sichtbar, und das liebliche Gesicht des Vincentius war ganz entstellt. Zum Glück hatte er die Audienz beim Papste schon früher überstanden. Er fuhr erst vorgestern zum erstenmal wieder aus. Bei der Besichtigung der Stadt begleitet ihn Mitterrutzner; ich werde mit einer Aengstlichkeit geschont, die mir beinahe widerlich ist. Wir conversiren jedoch außer dem Tischgespräche täglich ein Stündchen in Camera caritatis.

Schenach hat mir sehr freundschaftlich geschrieben; da ich nicht weiß, wo mein Brief ihn suchen soll, warte ich noch die wenigen Tage zu, um ihm nach Wien zu schreiben. Seine neue Stellung bei Hof erfreut den Fürstbischof und mich im höchsten Grade. Schenach's Einfluß auf den kaiserl Prinzen kann nur ein vorzüglich guter sein; zudem hat er nun die genügende Auctorität, seinen Gegnern zu imponiren. Prof. W. verdankt seine Ernennung dem Fürstbischof; Vincentius schrieb nachdrücklich an Thun, mit dem er im besten Verhältnisse steht. Der Haupturheber dieses Glücks des T. W. war natürlich Schenach, der den Fürstbischof bearbeitete. Was wird etwa noch aus der Universität Innsbruck? Ich wünsche weit mehr als ich hoffe. Die großen Hilfsmittel, die für wissenschaftliche Auszeichnungen nothwendig sind, werden schwerlich bewilligt. Kleine Universitäten heben sich aber nur durch anziehende Celebritäten. — Der Zauber der Jesuiten scheint ohne vorragende Männer auch nicht zu wirken; der Name genügt nicht. — Ich schrieb neulich über die hiesige Jesuitenschule — Collegium Romanum — einen umständlichen Artikel für die Wiener Zeitung, und zwar getreu nach meiner Ueberzeugung. In das Einzelne ging ich noch nicht ein; bei dem Allgemeinen fand ich viel Löbliches, ich verhehlte aber auch nicht die Mängel. Die Jesuiten scheinen mir diese Freimüthigkeit, so empfindlich sie sonst zu sein pflegen, nicht übel zu nehmen: der P. General besuchte mich vor zwei Tagen und umarmte mich gratulationis causa. ... Du wünschest, daß ich an die Allgemeine schreibe. Es wäre zwar angenehmer, aber ich kann nicht; sie ist nicht nur antikatholisch, sondern antichristlich und sie macht aus dieser Richtung so wenig ein Geheimniß daraus, daß ein katholischer Priester, der ein öffentliches Amt bekleidet, mit ihr in keiner Allianz stehen darf. Ich wollte, wie ich Dir schon anzeigte, auch von der Wiener Zeitung mich zurückziehen; aber der Redakteur Dr. Schweizer, der Ministerialrath Mayer und Freund Feßler setzten mir mit solchen Gründen zu, daß ich provisorisch wieder correspondire. Vielleicht legt mir aber nun ein Artikel, den ich gestern absandte, das Handwerk, wenn er mir am Ende nicht noch große Verdrießlichkeiten zuzieht. Es ist nämlich eine hier feststehende An-

nahme, daß der französische Botschafter die Abgeordneten Badens im Kirchen-Traktat zur Wahrung der Staatsrechte ermunterte. Diesen Umstand habe ich nun angedeutet. Die Badenser werden vermuthlich darüber in Grimm gerathen und vielleicht gar sich im Vatikan beschweren. Es ist aber möglich, daß die zahme Redaktion in Wien meine Relation zu bedenklich findet, und sie streicht oder abschwächt. Die Convention wird nun bald ihr Schicksal erfahren; Rom legte das Ultimatum vor; Karlsruhe wird Ja oder Nein sagen. — Reisach ist aus Verdruß über diese Verhandlungen unwohl: er soll auf 3 Wochen Landluft athmen. — Nächstens erläßt Pius IX. ein Breve, wodurch die neue Organisirung unserer Anstalt sanctionirt wird. Seit dem Jahre 1433 ist kein päpstliches Dokument mehr gegeben worden. Wenn ich, wie es wahrscheinlich ist, an der Anstalt zu verbleiben habe, so bekomme ich nun noch ein sehr schwieriges Geschäft: die Errichtung des lang beantragten Collegiums. Wir haben viel zu wenig Geld und mein Vertrauen auf die Bischöfe ist sehr gering. Ich machte bereits meine Vorschläge bei Meysenbug und Thun; ich weiß nur zwei Mittel: eine Aufforderung durch ein Breve zu Stiftungsbeiträgen und die Agenzie von ganz Oesterreich. Wenn dies Project auch noch gelingt, dann tritt unsere Anstalt erst in ihren Flor. — Nächstens werde ich als Uditore schon 4 Collegen hinter mir haben: denn Nardi ist schon hinter mir; der Dekan wird Cardinal; der Sottodecano wird als Dekan nicht angenommen und daher zum Segretario einer Congregation gemacht; ein Uditore wird Finanzminister. So sagt man wenigstens von unterrichteter Seite. — Die Landecker schickten mir eine Gratulations-Adresse zu; das war Luxus. Ich habe mich bereits bedankt. Der Botschafter und die Frau Gräfin sind jetzt mit mir freundlich über die Maßen. — Eben erhalte ich von Mösmer und Lindner die Nachricht vom Hinscheiden des Herrn Quirin Schenach. Ich beeile mich nun noch an Freund Georg einige Beileidszeilen zu entwerfen. —

Rom den 20. Sept. 1858.

Hochverehrter Freund! — Du ließest mir gütigst ein Gratulations-Schreiben zukommen; ich war Willens, Dir

zu Deiner Ernennung eine weit begründetere Gratulation zu erwiedern; aber ein Schlag fiel in Deine engsten Verhältnisse vom Himmel herab und ich beeile mich, Dir mein innigstes, tiefstes Beileid zu bezeigen. Guter Quirin! Eine erschütternde Ueberraschung war mir diese Trauerkunde, die mir von Mösmer und Lindner mitgetheilt wurde. Ich eilte zum Fürstbischof hinab, er hielt mir Deinen Brief entgegen und wollte eben zu mir kommen. Wir ahnen die Größe Deines Schmerzes. Aber welche liebreiche Fügung Gottes, daß Du dem Sterbenden noch mit Deiner Bruderliebe zur Seite stehen konntest! Deine Eltern und Deine Geschwister sind verschwunden; Du stehst allein von Eurer Familie noch übrig, jedoch von Neffen und von einer lieben Nichte umgeben, in deren Kreis Du nun die Vaterstelle vertrittst. Dich hat Gott erhalten; denn eine große Mission ist Dir auferlegt. Durch Deine neue höchst ehrenvolle Bestimmung, einen kaiserlichen Prinzen zum wahrheitsliebenden und christlichen Denker zu entwickeln, übest Du einen Einfluß auf den ganzen Kaiserstaat und auf ganz Deutschland. Ein edler, gründlich gebildeter, charakterfester Prinz des Kaiserhauses ist von unermeßlicher Bedeutung. Die neue Auszeichnung wird für Deine Gegner in Wien ein schreckliches Ereigniß sein; Du hast jetzt den Sieg nicht mehr zu erringen, sondern er ist Dir in den Schooß geflogen. Deine Kraft ist eben in der schönsten Reife; wie viel kannst Du und wirst Du noch wirken! In dieser großartigen Thätigkeit wirst Du wohl den wirksamsten Trost finden gegen die Trübungen und Schmerzen, die des Lebens Erfahrungen auf das Herz wälzen, und die Thatkraft wird immer siegen über die Melancholie. Aber der tiefste Trost bleibt doch immer die Religion, und auf diesem Gebiete kann ich mit Innigkeit Dir mich anschließen, indem ich Deinem unvergeßlichen Vater, Deinen früh verblichenen Schwestern und dem nun auch noch hinweggenommenen biedern Quirin mit einer liebevollen Erinnerung recht oft nachblicke und für sie, obgleich sie gewiß schon alle im Himmel sind, doch noch meine schwachen Gebete darbringe, wie für meine eigenen Angehörigen. Auch an uns wird der Ruf zum Abscheiden ergehen, und mir kömmt meine Lebensperiode, in die ich eingetreten bin, nur noch als ein Vorplatz zum Grabe vor. Für mich verliert daher

das Irdische, soweit es nicht zum wahren Heile dient, alle Reize: vanitas vanitatum! Du solltest in mein Herz sehen können, mit welchem Phlegma und Ekel ich zwischen dem Flitter sitze, mit dem ich nun, wie zu einem Komödienspiel mich manchmal umgeben muß. Und die Studien selbst, die ich jetzt zu betreiben gezwungen bin, sind sie nicht eine Posse? Ich und jus civile cum jure canonico! Mir kömmt es wie eine Ironie vor, die an mir ihren Hohn übt. Das kaiserliche Wohlwollen durfte ich nicht mit einer Beleidigung vergelten und wenigstens habe ich den Trost, daß ich durch meine Hingabe zu diesem Amte die Ersparniß eines tüchtigen Mannes veranlasse, den man sonst hätte hieher senden müssen. Ich habe nun in vielen Dingen gepfuscht: in der Kunst, im klassischen Studium, in der Philosophie, Medizin und Theologie; die juridische Pfuscherei blieb mir zum Abschlusse meines Lebens vorbehalten, und so ist mein ganzes irdisches Dasein ein vielgestaltiges Pfuschwerk. Doch wozu diese Nachtgedanken? Es geziemt sich nicht, einem Trauernden vorzujammern.

Der liebe Fürstbischof von Brixen mußte mehrere Tage das Zimmer hüten wegen einer eigenthümlichen Augenentzündung, die mich erschreckt. Die Augen waren von den anschwellenden Muskeln bedeckt und kaum mehr sichtbar. Gott sei Dank — ohne ärztliche Hülfe ist das Uebel gewichen und unser Celsissimus fährt nun zu Besuchen und Besichtigungen in Rom um. — Welche Freude ist mir die Anwesenheit des naiven M..! Mitten aus der Demuth seiner Frömmigkeit fahren die freimüthigsten Bemerkungen hervor, und der gute Fr. erscheint hier als der liebenswürdigste Schalk. Activ und passiv ist er der unterhaltendste Genosse an unserem Tische. (Wir speisen im Bischofshause, im Salon des Erdgeschoßes.) Selbst Se. Heiligkeit hat er erheitert. Der Fürst-Bischof stellte ihn nämlich vor: Fr. keuchte vor Angst und Ehrfurcht, und die Gebärden waren eigenthümlich. Der hl. Vater sprach Tags darauf mit Msgr. Capelli über den liebenswürdigen Vescovo di Bressanone und sagte lachend: „Il monsignor Vescovo ha seco anche un buon curato Tirolese!“

Ich wünsche Dir nun, theuerster Freund, alle Tröstungen, welche der Himmel und die Erde Deinem Herzen gewäh-

ren können; ich wünsche Dir die lange Fortdauer der vollen Kraft und Gesundheit; ich wünsche Dir den reichlichsten Segen für Dein vielseitiges, hochwichtiges Wirken! . . .

Alle im Hause, die Dich kennen, bezeigen Dir ihr aufrichtiges Beileid und empfehlen sich Dir. — Jener bleiche Melancholiker aus Schlesien, der mit ganzem Herzen Dir zugethan ist, wird vermuthlich deutscher Prediger an meiner Statt. Die Rektorsstelle geht vermuthlich ganz ein, dann nämlich, wenn ich als Reggente an der Anstalt bleibe. Vale!

Rom, den 22. September 1858.

— — Neulich war nun doch wieder ein Artikel von mir in der Allgemeinen. Auf einen Wink von oben schrieb ich ihn, nämlich gegen den Marchese Pepoli in Bologna. Ich schickte den Aufsatz nach Wien mit der Bemerkung, wenn die Redaction bei ihren unvermeidlichen Rücksichten ihn nicht ungeschwächt abdrucken könne, so solle sie ihn gütigst nach Augsburg senden. Aus der „Allgemeinen" hat nun aber die „Wiener Zeitung" den Brief doch wieder aufgenommen, aber mit ängstlichen Auslassungen mehrerer Phrasen, die ihr zu derb vorgekommen sind. Jenen Artikel über die Badenser-Angelegenheit hat die Wiener Redaction wirklich so beschnitten, daß er mich in keine Verlegenheit mehr setzen konnte.

Du frägst mich, wie es denn mit jenen 300 fl. ergangen sei, wofür ich als Bürge eingestanden bin*). Ganz vortrefflich; die Summe wurde von Pesth aus ungesäumt ausbezahlt. Der hübsche Ungar, dem ich aus der Klemme geholfen, hätte mir aber doch mit zwei Zeilen noch seinen Dank ausdrücken können. Doch wer bei Gefälligkeiten und Wohlthaten noch auf Dankbarkeit rechnet, hat auf diesem Gebiete noch nicht viel Erfahrung gemacht.

Ich danke Dir für Deine Almosenier-Geschäfte. Die arme J.! Wie bedauere ich sie! Meine Spende hatte zugleich den Nebenzweck, die regere Theilnahme ihrer Geschwister zu wecken.

Dem P. P. R. habe ich längst geschrieben; er hat mir keine Antwort gegeben. Wahrscheinlich wird er zuerst noch die 500 fl. vertheilen, und dann erst mir Nachricht mittheilen. Vermuthlich

*) Siehe den Brief vom 21. Juli 1858.

kehren einige Vettern und Basen erst aus der Fremde zurück. Daß ich zum Reichwerden keine Anlage habe, siehst Du wohl; aber je mehr ich ausgebe, desto mehr nehme ich ein, und ich erfahre in der That, daß Almosen Segen einträgt.

Doch ich darf nicht zu laut krähen. Denn gegenwärtig sind meine Verhältnisse nicht ganz angenehm. Baron Meysenbug schrieb mir zwar, daß ich den begehrten Vorschuß erhalten werde, aber ich erhielt noch nichts. Ich bin bereits in Schulden und die Auslagen sind größer als mein Rectorsgehalt. Helfert schrieb mir, der Kaiser habe ausdrücklich erklärt, es sei sein Wille, daß ich all' Anima bleibe, und es werde mir hierüber die betreffende officielle Note mitgetheilt werden; wenn ich sie noch nicht erhalten habe, so soll ich strenges Stillschweigen halten. Ich erhielt noch keine Eröffnung. Die Botschaftsbeamten bieten gewiß das Möglichste auf, mich von der Anima zu verdrängen, weil sie fürchten, die Agenzie zu verlieren, wenn ich bleibe. In meinem Dankschreiben für die Ernennung sagte ich keck: es sei zweifelhaft, ob ich auf dem Posten all' Anima mich behaupten werde — gegenüber gewissen egoistischen Intriguen. Se. Majestät ließ mich nun durch den Minister Thun auffordern, mich über diese Worte unumwunden zu erklären. Es ist bereits geschehen. Uebrigens steht nun die Sanction der Reform bevor. Ich reichte gestern bei Cardinal Reisach einen ziemlich weitläufigen Aufsatz ein, der alle wesentlichen Momente der Geschichte und der Neuerung zusammenfaßt und für das päpstliche Breve als Grundlage dienen wird.

Nach der Abreise des Fürstbischofes von Brixen zog ich mich nach Monte Porzio zurück und blieb dort acht Tage lang. Vom Zimmer aus sah ich das nahe Frascati am Abhange des Berges, von dem der Monte Porzio einer der Ausläufer ist; unten sah ich die weite Campagna, weiterhin Rom, dann das Meer; nordwärts den Mons Soracte. Die Luft war rein und frisch, aus den Weinbergen schollen Gesänge und die lieblichsten Spaziergänge führten durch Busch und Hain. Nur gutes Trinkwasser vermißte ich und es ist mir Bedürfniß, Morgens und Abends zwei Glas Wasser zu trinken. Der Wein war desto besser. Auf dem benachbarten Monte Compatri ließ ich mich mit einer Gruppe von Bauern in ein Gespräch ein. Da fragte Einer, woher ich sei? Ich antwortete mit stolzem Tone, ich sei ein Austriaco. Einer der Bauern fragte einen andern: „Di che paese è egli?“ —

„Egli è un Austriaco“ — und da der Erstere den Kopf schüttelte, setzte der Sprecher mit gelehrter Miene hinzu: „un Austriaco nella Francia.“ Ich wünschte lachend den gelehrten Bauern guten Abend und ging meines Weges. — Der Arzt von Monte Porzio wohnte in demselben Hause mit uns; wir kannten uns schon von früher. Er ist ein braver, sachkundiger, allgemein hochgeachteter Mann. Er behandelte eben einen jungen Mann gegen einen heftigen Fieberanfall. Der Patient verheimlichte ihm aber, daß er einen Stich in den Unterleib bekommen habe. Als er das Geheimniß entdecken mußte, war es zu spät. Er starb. Der Thäter ging ungestört seiner Arbeit nach; Niemand verklagte ihn, Niemand richtet ihn. Fälle dieser Art seien nichts weniger als selten. Köstlich unterhielten wir uns mit dem Sottocurato. Ich lud ihn zu Tische. Er war einsilbig und verlegen. Endlich sagte er: „Immer sagt man, die Tedeschi seien finstere und kalte Leute, und Sie sind nun so fröhlich und freundlich.“ Ich fragte ihn, ob er nicht zur Beichte gegangen, bevor er sich in eine so lebensgefährliche Gesellschaft begab? Er lachte nun auch und war so lustig als wir. In Monte Porzio verweilt eben der Cardinal Asquini. Ich machte ihm meine Aufwartung. Unter Anderem fragte er mich, welche Farbe ich der Livrée meiner Bedienten gebe? Ich sagte: „Daran hätte ich noch nie gedacht.“ Er entgegnete: „Gewöhnlich behalten die Uditori die Farbe ihrer Familie bei.“ — „Dann muß ich meinen Bedienten eine weiße Livrée verschaffen!“ — „So? Ist dieß die Farbe ihres Hauses?“ — „Ja, Eminenz: denn mein Vater war ein Müller!“

Rom, den 22. November 1858.

Innigst geliebter Freund! — In einer so tiefen Verstimmung habe ich Dich noch nie gesehen und noch nie wahrgenommen! Wohin entwich Dein Humor? Was wurde aus Deiner liebenswürdigen Heiterkeit, die über Thorheiten nur lachte und lachen machte? . . . .

Ihr meint, unter meinen Füßen sei der Boden wankend geworden? Die Sache verhielt sich so. Der Artikel über die Aeußerungen des Papstes bei R. ging fragmentarisch in italienische Zeitungen über; ein Cardinal oder ein Prälat, vielleicht auch nur ein Ordensmann schrie Zetter bei Reisach über diese

Keckheit, Sr. Heiligkeit selbst vor aller Welt ketzerische (!) Worte in den Mund zu legen. Reisach sagte mir's freundlich und im Vertrauen und setzte bei, dieser Herr scheine die Entrüstung im Vatican aufgelesen zu haben. Ich überlegte mir die Sache und sah ein, daß man mir mit dem Wörtchen — die „meisten" Protestanten (werden selig), beikommen könnte: über die Maxime selbst kann kein Streit sein, nur über das Maß der Ausdehnung. Ich schrieb daher dem Fürsten Hohenlohe, ein an sich unschuldiger Artikel der Wiener Zeitung sei durch Abbrechung von Fragmenten und durch italienische Uebersetzungen anrüchig geworden; der Artikel habe eine orthodoxe Haltung und gereiche in Deutschland Sr. Heiligkeit gewiß nur zur Ehre; aber ein und das andere Wörtchen sei nicht vorsichtig genug gewählt: um allen Mißverständnissen vorzubeugen und die Gemüther zu beruhigen, hauptsächlich um dem lieben R. jeden Verdruß zu beseitigen, werde ich eine Berichtigung an die Wiener Zeitung einsenden.

Ich habe es gethan und habe den Buchstaben F vorangesetzt. Bald darauf kam ein päpstlicher Dragoner und berief mich zum Unterstaatssekretär Berardi in den Quirinal. Festen und ruhigen Herzens erschien ich vor Berardi und fragte, was er befehle? Er behandelte mich äußerst höflich und holte ein Paquet Acten. Se. Heiligkeit ersuche mich aus besonderem Vertrauen, dieselben zu studieren und dann darüber mein Gutachten abzugeben, unmittelbar an Se. Heiligkeit selbst. Das ist natürlich ein Geheimniß. Ich habe also nichts mehr zu besorgen, will aber doch das Artikelschreiben unterlassen Die Redaction hat nun nur noch einen kurzen Aufsatz über die Geschichte des Juden Mortara von mir bekommen; weiter wird sie kaum mehr eine Zeile erhalten. Die Badenser sind auch erbittert über mich, weil ich durch eine nachträgliche Anzeige ihre Ableugnung des römischen Ultimatums wieder zu Schanden machte. Die Verhandlungen wurden hier wirklich abgebrochen; die päpstliche Regierung übergab wirklich ein Document, worin die alleräußersten Concessionen enthalten seien; die Abgeordneten nahmen dieß Anerbieten nicht an, man ging mit ihnen auf neue Verhandlungen nicht ein: die Depesche ging nach Karlsruhe und von dort kam die Bitte, Rom wolle doch dieß und das in seinen Forderungen modificiren; das Ministerium sei gezwungen, dieß zu postuliren. Man nahm nun hier die Sache wieder in

die Hand und bietet noch ein kleines Zugeständniß an; das genügt aber wieder den Badensern nicht. Es ist ein eckelhafter Streit. Sie wollen mit Rom den Frieden und begehren fast wie Räuber. Aber zur Convention kommt man doch; denn man braucht ihrer auf beiden Seiten.

In Wien hat man nicht nur alle meine Gesuche, sondern selbst meine Wünsche befriedigt. Se. Majestät der Kaiser hat gegen mich in neuester Zeit eine Gnade, die mir wirklich wunderbar vorkömmt. Unlängst erhielt ich 1200 Scudi für die Möblirung meiner Zimmer; vor 3 Tagen erhielt ich die Intimation, daß mir Se. Majestät 4000 Scudi Vorschuß genehmige, und zwar gegen Rückzahlung in acht Jahren, mit Abrechnung des ersten Jahres; vorgestern erhielt ich die Eröffnung, Se. Majestät genehmige es, daß ich all' Anima die neue Wohnung unentgeltlich behalte, daß ich den Titel Reggente annehme, und daß ich mein bisheriges Honorar pr. 600 Scudi an meine Supplenten vertheilen dürfe. Der Botschafter beschwerte sich bei mir, daß ich ihn umgangen und Alles in Wien allein durchgesetzt hatte. Ich antwortete: „Ich habe nur vorläufig in Privatbriefen mich angefragt; das Bittgesuch wollte ich erst nach bestimmten Auskünften einreichen; die Gnade Sr. Majestät kam mir zuvor.“ So war es auch wirklich.

Interessante Vorgänge in Eurer Nachbarschaft sind Euch vielleicht nicht so umständlich bekannt, wie durch Zufälligkeit mir da in der Ferne. Die Bischöfe des lomb.-venet. Königreichs haben an den Kaiser eine reich motivirte Beschwerdeschrift eingereicht gegen das jetzige System des Studienwesens, besonders der Gymnasien. Diese Bischöfe hatten ihre eigenen Episcopal-Gymnasien, die eben in einem elenden Zustande waren. Das Ministerium hat ihnen auf die Beschwerde damit geantwortet, daß den Bischöfen erklärt wurde, ihre Gymnasien seien nach den Normen der Staatsgymnasien einzurichten; wo nicht, können sie nur als Privatschulen angesehen werden. Drei Bischöfe accommodirten sich, der von Belluno, Ceneda und noch Einer die übrigen hatten die Mittel nicht, und die meisten auch nicht den Willen. Die Androhung ging daher in Erfüllung. Folge davon: allgemeine Unzufriedenheit im lomb.-venet. Königreiche. Erzherzog Ferdinand Max suchte diesem Uebel zu steuern. Er berief eine Commission, um über die Zustände des Lehrwesens des Königreichs zu berathen. Auch der Sektionsrath Mozart

war hiezu eingeladen. Er wollte den Grafen Thun um Urlaub bitten, wurde aber in sechsmalen nie vorgelassen. Thun sprach inzwischen mit Sr. Majestät und stellte die Consequenzen vor, wenn man in Provinzen über allgemeine Maßregeln der Regierung tagen und klagen dürfe. Die Commission wurde verboten. Jetzt ließ Thun den Mozart vor. „Urlaub? Wozu?" — „Ich soll bei der Commission in Mailand erscheinen." — „Die Commission findet nicht Statt." — „Gewiß, Excellenz" — „Gewiß nicht." — „Ich habe ja die eigenhändige Unterschrift des Erzherzogs." — „Die Commission findet nicht Statt" — „Und mit welchem Grunde können Ew. Excellenz dieß versichern?" — „Das kann Ihnen ganz gleichgültig sein." — „Darf ich, weil ich von dieser Reise schon vielseitig sprach, wenigstens zu meiner Erholung nach Italien reisen?" — „Genug! Wenn Sie wollen, auf ein halbes Jahr!" — Mozart ließ sich in Mailand beim Erzherzog anmelden; er wurde nicht vorgelassen. Der Erzherzog zog sich sechs Wochen lang von allen Geschäften zurück. Er wurde endlich von Wien aus wieder begütigt.

Dem lieben P. M. mein herzlichstes Beileid. Hätte ich Zeit, würde ich ihm schreiben oder eigentlicher: wäre ich nicht durch die unzähligen Visiten und Strapazen so verstimmt, daß ich nicht gerne viele Briefe schreibe, so würde ich ihm schreiben. Er soll mir meine Faulheit verzeihen. Ich könnte ihm ja nur das schreiben, was er sich ohnedieß denken kann

---

Rom den 21. Jänner 1859.

Theuerster Freund! — Was dachtet Ihr über mein langes Stillschweigen? Ich bin seit beiläufig 15. Dez. Patient. Mehrere Lokalrheumatismen vereinigten sich endlich zu einem rheumatischen Fieber und da gab es dann wieder allerlei Ausbrüche: Geschwulst mit Absceß an der Nase; Entzündung des Augenliedes; im rechten Oberarm ein artritisches Rheuma mit fürchterlichen Schmerzen im Gelenke. Als dieses Uebel nachließ, entzündeten sich brennende Schmerzen in der linken Ferse; der Chirurg mußte einen tüchtigen Einschnitt machen; über 8 Tage lang ging der Absceß ab; jetzt ist der Fuß in Reconvalescenz.

Ich hatte einen Versuch gemacht, Dir zu Deinem hl. Namensfeste zu gratuliren: aber es ging nicht, ich mußte

vom Schreiben ablassen. — Als Dein werthester Brief mir zukam, war ich so leidend, daß ich ihn nicht lesen konnte; am Tage darauf aber las ich ihn mit Labsal. Ja danke Dir herzlichst, mein J., für diesen so rechtzeitigen Trost. Deine Gedanken über die Kunstausstellung haben mich besser, als alle Zeitungen orientirt. Es ist wohl schade, wenn Du Deine Feder so selten ansetzest! Wie viel Lehrreiches, Interessantes, Schönes, Wohlthuendes könntest Du in verschiedenen Richtungen ausstrahlen; wie viele Leser würden Dir dankbar sein und während Du für Tirol in politischer Beziehung nichts nützen kannst, solltest Du wenigstens für seine wissenschaftliche Vertretung rüstig einstehen! — Auch dem lieben S. mußte ich auf sein, lang ersehntes Schreiben die Antwort schulden. Nicht einmal zu seinem Namenstage konnte ich ihm schreiben. Ich setzte mich heute zum erstenmale zum Schreibtische, im Paletot, an dem einen Fuß den Verband, am andern den Pantoffel — so schreibe ich. Der rechte Arm zittert noch vor Schwäche; ich bewege ihn nur mit Mühe — etwa wie nach der Heilung eines Beinbruches. Gestern war ich immer bei Euch! — Aus der Beilage zu R.'s Brief ersehe ich mit Vergnügen, daß wir Drei in der vaterländischen Erinnerung vermuthlich als eine geschlossene Gruppe fortbestehen werden. Könnte ich doch auch noch ein wissenschaftliches Lebenszeichen geben! Aber ich bin ein knorriger, starrer, unfruchtbarer Oberinnthalerbaum, der nur sich regt, Blätter und Blüthen treibt, wenn man ihn tüchtig mit Wein begießt, sonst aber in sich erkaltet und stockt. Der Wein ist für mich nicht bloß Accidens: er ist mir unentbehrlich; ohne Wein bin ich der halbe Mensch. Nun ist mir aber die Lust am Weine wunderlich eingeschrumpft; ich trinke meine Foglietta und befinde mich dann sehr wohl und warm; aber mehr mag ich nicht und meine Natur sträubt sich jetzt dagegen. Bei diesen Umständen habe ich vom Weine für wissenschaftliche oder poetische Produktionen also nicht mehr viel Beihülfe zu erwarten; aber ohne Wein — leiste ich nichts. Ach! jetzt entbehre ich schon lange, lange Zeit auch nur eines Glases Wein! Ich trinke nun fort und fort laue Gewässer mit allerlei Kräutern besetzt. Das ist eine Lebensweise! O tempora, o mores! —

Der Kardinal Rauscher war bisher auch meistens un-

wohl: die allzugroße Anstrengung hatte eine Abspannung zur Folge. Er kommt Abends sehr oft zu mir herauf und discurrirt ein Stündchen lang. Den Stoff muß ich ihm meistens vorschieben, was mich manchmal beinahe in Verlegenheit setzt. Hat der geistreiche und kenntnißvolle Herr ein Thema, dann spricht er mit Weisheit und Bündigkeit sich darüber aus. Natürlich holte ich ihn auch über das Studienwesen aus. Rauscher mißbilligt Vieles an den gegenwärtigen Zuständen, aber er liebt die Persönlichkeit des Grafen Thun, und aus Allem, was ich vernahm, ist ersichtlich, daß an einen Sturz des Ministers Thun nicht zu denken ist. Der Kardinal sagt wie Du: „Wenn Thun zurücktritt, wird es noch schlechter." — Der Herr Erzherzog Karl Ludwig empfing mich bei der Audienz mit einer Gemüthlichkeit und Liebe, daß ich innig gerührt war. Einige Tage später speiste ich bei Sr. k. Hoheit mit Cornelius, Overbeck, und leider auch mit dem geschwätzigen Visconti. Flatz mußte sich entschuldigen. Ich saß dem Erzherzog zur Linken, Visconti zur Rechten. Die Unterhaltung war ungezwungen; wir setzten uns dann vor den Kamin und da war die Conversation ungemein traulich und freundlich. Später kam der Erzherzog an unsere Anstalt: ich las eine stille Messe unter Orgelbegleitung; dann erklärte ich alle Monumente und Kunstwerke, stellte unsere Geistlichen vor und führte dann den Erzherzog in das Hospitium und in das Bischofshaus. Als der Erzherzog in meine bereits tapezirten Zimmer eintrat, sagte er: „Magnifique! Grandios!" Ich entschuldigte mich mit der leidigen Nothwendigkeit eines solchen Luxus. Selbst in mein Schlafzimmer drang Se. k. Hoheit hinein. Die klösterliche Schlichtheit dieser Privat-Zelle machte sichtbar einen guten Eindruck. Der Herr Erzherzog entwickelte bei allen diesen Gelegenheiten viel Gemüth, einen sehr gesunden Verstand, und eine erstaunliche Gewandtheit, einen Jeden nach seinem Charakter zu behandeln. Ich hatte leider nicht mehr Gelegenheit, mich dem Erzherzog vorzustellen; denn mein Unwohlsein nahm zu. Baron v. Hornstein behandelte mich wie ein Freund: nach wenigen Worten kam es mir schon vor, als wären wir alte Bekannte. Das Gespräch bewegte sich einmal auch um Persönlichkeiten von Innsbruck. Bei Schenach brach er bald ab: „Philosophie ist nicht meine Sache; sie scheint überhaupt nicht mehr zeitge-

mäß zu sein; sie hat sich aus- und abgelebt." Ich erzählte ihm Kerers Bravour auf dem Landhause im Jahre 1848. — „Wie sagt Ew. Excellenz Dr. Schuler zu?" „Ich kenne ihn nicht näher. Man sagt, er habe sich in den Jahren der Gährung compromittirt." — „Im Gegentheil — Schuler war in der Revolutionszeit der erste und tüchtigste Vorkämpfer des conservativen und historischen Princips. Glauben Sie mir; ich kenne das Detail und ich war Augenzeuge. Vor der Revolution zählte Schuler allerdings zu den gemäßigten Liberalen, aber wie die Gährung wogte, hielt er Recht und Geschichte als Damm entgegen. Ich halte den Herrn Dr. Schuler überhaupt für den geistvollsten und kenntnißreichsten Mann von ganz Tirol." Ich sprach mit Lebhaftigkeit; vielleicht vergißt man nicht ganz auf meine Worte.

Und nun — was sagen wir zur Kriegs-Fama? Ich glaube nicht an den Ausbruch des Krieges, wenn nicht ein besonderes Ereigniß ihn treibt. Die Nation Frankreich will keinen Krieg Darin scheint mir die Rettung zu liegen. Rom ist ruhig; die päpstliche Regierung spricht sich im off. Giornale tapfer für Oesterreich aus. . . .

Rom den 9. Febr. 1859. *)

Theuerste, geliebteste Freunde!

Vor Allem meinen herzlichsten Dank für beide liebevolle Briefe. Sie waren und sind mir ein wahrer Trost. Ich bin durch Euere und Aller Theilnahme tief gerührt — Gott vergelte es!

Am 21. Jänner Nachmittags eröffnete sich plötzlich ein neues Stadium von Leiden. Die Strangurie nahm einen sehr heftigen Charakter an; Antispasmen traten ein: ich stöhnte und ächzte, und hätte oft gerne laut geschrien. Dieser Zustand dauerte beiläufig acht Tage. Nun erfolgte eine Milderung, aber nicht ohne sehr empfindliche Nachschwingungen; dazu gesellte sich ein Wechselfieber, welches mit 48 Gran Chinin vertrieben werden mußte. Ich zog nun einen zweiten Arzt bei, der besonders in jenen Uebeln, von welchen ich heimgesucht bin, Ausgezeichnetes zu leisten pflegt. Dieses erwahrte sich auch bei mir. Er durchschaute rasch die ganze Compli-

*) Dieser Brief trägt bloß die Unterschrift Flir's und ist von der Hand eines seiner Kapläne (des Hrn. von Montel) geschrieben.

cation meiner Krankheit, und ich befinde mich nun, Gott sei Dank, entschieden auf dem Wege der Reconvalescenz. Indessen plagen mich accidentale Unbequemlichkeiten. Beide Schulterblätter und die linke Hüfte sind von Rheumatismen besetzt. Ich kann daher nur den rechten Fuß frei bewegen. Man muß mich heben und legen wie ein Kind. Daraus ist leicht begreiflich, daß ich Euch nicht eigenhändig schreiben kann. Seid unbesorgt: ich hoffe Euch in Bälde selbst zu schreiben. Ich danke Euch nochmals für Alle Euere Theilnahme und Liebe.

Dich und den lieben S. umarmt Euer alter Freund

Al. Flir.

Rom den 17. Febr. 1859. *)

Lieber M. — Dein Brief, den ich gestern in meinem Krankenbette gelesen habe, war mir und ist mir eine innige Freude. Ich gratulire Dir von ganzem Herzen zu Deiner Beförderung, welche Deine bisherige Wirksamkeit als verdienstvoll und ausgezeichnet sanktionirt, und Dir nun einen neuen Wirkungskreis eröffnet, wo Du so viel des Guten leisten kannst. . . .

Was meine Gesundheit anbelangt, so bin ich seit dem Abgange meines Briefes an Sch. von einem Rheumatismus an der linken Seite befallen worden, der durch Krämpfe mir fürchterliche Schmerzen bereitete. Er ist, Gott sei Dank, unterdrückt; auch von einer Entzündung des Brustfelles wurde ich ergriffen, und die Respiration wurde ungemein eingeschränkt: auch dieses Uebel löst sich. Ich hoffe, in acht oder zehn Tagen mein Krankenbett verlassen zu können. — Du aber blühend an Gesundheit, wirke mit Wonne und Segen auf Deiner neuen Stelle. Gedenke meiner am Altare und grüße mir alle guten Freunde.

Ich bin und bleibe Dein aufrichtiger Freund

A. Flir.

Wien den 20. März 1859.

Lieber Freund!

Wie sehr Dich die traurige Nachricht von Flir's wenigstens mir unerwartetem Tode niederdrückte, das kann ich mir

*) Auch dieser Brief ist von fremder Hand geschrieben, und trägt bloß die Unterschrift Flir's — mit zitternden Zügen.

denken. Auch mich ergriff sie mächtig, und versetzte mich in eine Wehmuth, die noch immer andauert . . . .

Der Brief, den er mir Ende Sept. v. J. schrieb, war der letzte, welchen ich von ihm d. h. von seiner Hand erhalten habe. Ich schrieb ihm erst auf Neujahr, und wieder Anfangs Februar, als ich von mehrern Seiten seine Erkrankung hörte, zum zweiten Male, worauf er mir durch seinen Kaplan Joh. v. Montel (aus Trient), seinen treuen Pfleger, der vom 15. Jänner bis zu seinem Ende Tag und Nacht nicht von seiner Seite kam und der wahrscheinlich auch die Briefe an Euch schrieb, am 24. Februar antworten ließ, daß er jetzt in Reconvalescenz sei. Der Brief ist von Flir diktirt und deutsch geschrieben. — Ich erhielt diesen Brief am 2. März, und am 7. März einen Brief aus Brixen vom 2., worin mir Gasser schreibt, daß Flir's Krankheit bedeutend gewesen zu sein scheine.

So war ich in der festen Ueberzeugung, Alles sei auf dem besten Wege, als ich am 8. März die traurige Katastrophe hörte. Nicht an den päpstlichen Nuntius, sondern an den Ministerialrath v. Meysenbug im Ministerium des Aeußern hatte Uditore Nardi den Tod telegraphirt. Die Depesche kam am 8. um Ein Uhr Morgens an; ich erfuhr die Nachricht erst Abends nach vier Uhr. Du kannst Dir nun meine Ueberraschung, meinen Schrecken denken. Nicht minder Trebisch, dem ich noch Abends mittheilte.

Du wünschest, das ich Dir die nähern Umstände berichte: was ich weiß — das Wenige sollst Du hören, obwohl Du vielleicht zuvor es weißt.

In der zweiten Hälfte Februar glaubte der Arzt, es sei Reconvalescenz eingetreten, und alle Gefahr vorbei. Der Arme war aber schon so schwach, daß er kaum im Bette aufsitzen und Einmal nur mit Mühe im Zimmer geführt werden konnte. Am 3. März Abends packte ihn, wie mir Montel am 5. schrieb, heftiges Fieber, und Delirium trat ein. Der Arzt erklärte den Zustand für bedenklich. Flatz besuchte ihn am 4. Morgens, nachdem er ihn vier Wochen nicht mehr gesehen, wurde vom delirirenden Kranken zwar erkannt, aber dieser verfiel bald wieder in die Besinnungslosigkeit. So schrieb Flatz an die Bar. v. Buol. Am 4. wurde eine Consulta von drei italienischen und Einem deutschen Arzte gehal-

ten: sie erklärten ihn für moribondò. Er wurde noch Abends oder in der Nacht mit den hl. Sakramenten versehen, die er selbst begehrte. Im Delirium nannte er mehrere Freunde und wünschte sie zu haben. Der 5. verging beiläufig gleich; die Aerzte hatten wenig Hoffnung. Ich habe vergessen zu schreiben, daß sie die Krankheit für Lungenentzündung erklärten, daß der Kranke sehr schwer athmete, und beim Athmenholen große Beschwerde und Schmerzen hatte. Am 6. in der Frühe ging Montel zum Papste, um im Namen des Kranken um die benedictio apostolica zu bitten. Der Papst ertheilte selbe, wie mir Montel unter dem 8. März schreibt, mit den Worten: „Mi dispiacerebbe di perdere una cosi brava persona. Oggi ed anche domani nella s. messa lo raccommenderò al Signore. Jo gli do l'apostolica benedizione e preghiamo Iddio per lui.“ — In der Nacht vom 6. auf den 7. scheint er noch Einmal versehen worden zu sein, vielleicht mit der hl. Oelung. An geistlicher und leiblicher Pflege und Sorge habe es ihm nicht gefehlt. Am 7. März um 10 Uhr verschied er, „placidamente rassegnato ai voleri di Dio.“ Also scheint er bei sich gewesen zu sein. Montel und die andern Geistlichen seien trostlos. Wann er begraben wurde, weiß ich nicht; begraben wurde er in der Kirche all' Anima neben dem Altar der schmerzhaften Mutter, an dem er gewöhnlich die hl. Messe las, in einem hölzernen Sarge, den ein bleierner umschließt. Eingesegnet wurde die Leiche von Msgr. Angerer, dem Sekretär des Cardinal Rauscher. Angerer hielt auch das erste Requiem. Der feierliche Gottesdienst ist später: die Leichenrede wird Nardi, der andere Uditore austriaco, halten.

Wie die „Schützenzeitung“ berichtet, wird Flir wenig hinterlassen. (Dies war bei seiner großen Wohlthätigkeit und bei den vielen Auslagen, zu denen ihn seine Stellung als Uditore nöthigte, wohl nicht anders möglich.) — Ich wünsche sehr, daß Dr. Schuler sein Wort hält und einen Nekrolog schreibt. Hier wird Feßler kurze Notizen in die „Wienerztg“ geben. . . .

Dein
Freund G. Schenach.

Im gleichen Verlage ist früher erschienen:

Flir Dr. A. Bilder aus den Kriegszeiten Tirols. Geschichtliche und poetische Erzählungen. 12. 1846 fl. 1. 60 kr. ö. W. fl. 1. 48 kr. rhn. Rthl. 1. —

— Die Manharter. Ein Beitrag zur Geschichte Tirols im neunzehnten Jahrhundert. 8. 1856. fl. 1. 60 kr. ö. W. fl. 1. 48 kr. rhn. Rthl. 1. —

Fischer Dr. A., pens. k. k. Statthalter. Aus meinem Amtsleben. 2. Aufl. 8. 1860. fl. 1. 60 kr. ö. W. fl. 1. 48 kr. rhn. Rthl. 1. —

Ficker Dr. J. Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen. 2. Aufl. 8. 1862. fl. 1. 20 kr. ö. W. fl. 1. 24 kr. rhn. 24 ngr.

— Deutsches Königthum und Kaiserthum. Zur Entgegnung auf die Abhandlung H. v. Sybel: die deutsche Nation und das Kaiserreich. 8. 1862. 70 kr. ö. W. 48 kr. rhn. 15 ngr.

Meßmer A. Reiseblätter gesammelt zwischen Venedig und Amsterdam. 3 Bde. 8. 1855—1858. fl. 5. 24 kr. ö. W. fl. 5. 30 rhn. Rthl. 3. 7 ngr.

Meßmer R. Erklärung des Johannes-Evangeliums. Mit einer Vorrede des hochw. Fürstbischofs von Brixen. Herausgegeben von Dr. J. Ch. Mitterrutzner. 8. 1860. fl. 2. ö. W. fl. 2. 20 kr. rhn. Rthl. 1. 10 ngr.

Ruf Seb. psychische Zustände. Ein Beitrag zur Lehre von der Zurechnung, mit besonderer Rücksicht auf die psychischen Störungen. Ein Büchlein für weltliche und geistliche Richter, für Leib und Seelenärzte. 8. 1852. 88 kr. ö. W. fl. 1 rhn. 18 ngr.

— Die Delirien, die Visionen und Hallucinationen des Tag- und Nachtlebens und phantastischen Zustände. 8. 1856. fl. 1. 6 kr. ö. W. fl. 1. 12 kr. rhn. 21 ngr.

Schenach Dr. **G.** Metaphysik. Ein System des konkreten Monismus. 8. 1856. fl. 2. 80 kr. ö. W. fl. 3. 30 kr. rhn. Rthl. 2.

Schuler Dr. **J.** gesammelte Schriften mit einem Lebens-Abriß des Verstorbenen. 8. 1860. fl. 2. ö. W. fl. 2. 24 kr. rhn. Rthl 1. 10 ngr.

